



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





Vet. Ger. II A. 14



N^o 125 a

27/11/12



Vet. Gen. II A. 14



N^o 125 a

2. 11. 1902



Handwritten text, possibly a signature or date, located in the bottom right corner of the page.

Poetische Schriften

von

M. G. Lichtwer,

Königl. Preussischem Hof- und Regierungsrath
im Fürstenthume Halberstadt.

I. Theil.

W i e n

gedruckt und verlegt
bey F. A. Schrambl.

1793.



TAYLOR - INSTITUTION

31 JUL 1961

OF OXFORD

LIBRARY

V o r b e r i c h t.

Lichtwergs zwanglose Gedichte haben so vielen eigenthümlichen Werth, daß Deutschland selbe wohl stets unter seine classischen Werke zählen wird, ungeachtet sie—wäre der Dichter bey ihrer Entwerfung nicht so jung und in der Folge nicht ein so thätiger Staatsbürger gewesen—einer größern Rundung fähig blieben. Die Aufnahme in meine Sammlung sehe ich daher als eine Pflicht an, die ich dem Verdienste dieses würdigen Schülers des Aesop und Phädrus, und der Erwartung des Publicums schuldig bin; aber ich sehe es eben so sehr für Pflicht an, diese Gedichte so zu liefern, wie der Dichter sie verfasset hat, ohne mir zu erlauben, von jenen unzeitigen und über dieß fast durchaus verunglückten Verbesserungen Gebrauch zu machen, welche unser sonst so schätzbarer Ramler in einem ihm ganz

eigenen Anfälle von Vervollkommnungssucht mit diesem Schriftsteller nicht ohne dessen gerechten Rüge vorgenommen hat. Ich ließ daher diese Auflage nach der von Lichtwer selbst besorgten Ausgabe vom Jahre 1775 veranstalten, und der Leser wird dadurch—wenn er ja zuweilen Verbesserungen möglich findet—wenigstens den Dichter selbst vor sich sehen, und diese nach seinem Kunstgeföhle sich hinzu denken können.

F. A. Schrambl.

Ehrengedächtniß.

Magnus Gottfried Lichtwer ward zu Wurzen den 30. Januar 1719 geboren. Sein Vater war Doctor der Rechte, Kurfürstlich-Sächsischer Appellations- und Stiftrath daselbst, auch des dasigen Stiftes Scholasticus, und seine Mutter des Halberstädtischen Regierungsrathes Wichmannshausen Tochter, eine Frau, die eben so wohlthätig als wahrhaft fromm, und durch beydes allgemein geschätzt war.

Lichtwer verlor seinen Vater schon 1721 im zweyten Jahre seines Alters. Dieser hinterließ bloß ein Gütchen bey Pesterwitz, dessen Ertrag vorzüglich in einem Kohlenbergwerke bestand, welches die Mutter mit Vortheil verkaufte, und das daraus gelösete Geld so gut anlegte, daß sie ihren zwey noch unmündigen Kindern die beste Erziehung geben konnte. Seinen ersten

Unterricht erhielt Lichtwer in der Stadtschule zu Wurzen, wo durch die Übungen im Reimen, die man damahls in den Schulen so sorgfältig betrieb, die Neigung zur Dichtkunst schon als Knabe in ihm rege ward.

Nachdem er auch seine Mutter im Jahre 1737 durch den Tod verlor, so übernahm sein Vormund, der damahlige Stiftskanzler Zahn, die Obsorge seiner fernern Ausbildung, und sandte ihn, sich der Rechtsgelahrtheit zu befeissen, auf die Universität zu Leipzig, wo er zu dem Herrn Prof. Ortlob in die Kost gethan ward. Nebst der Erlernung der Französischen und Italiänischen Sprache und der Übung in der Fechtkunst hörte er hier Müller über die Philosophie, Jöcher über die Geschichte, Rivinus, Hommel den Vater, Bauer, Maskev und Richter über die Rechte, und dann Hebenstreit über die gerichtliche Arzeneywissenschaft. Bey Gottsched hörte er nichts; seine Bekanntschaft mit ihm entstand erst eine geraume Zeit nachher, da er in Halberstadt wohnte, durch Briefwechsel. Ob er gleich die Schwächen die-

ses Mannes nur zu gut einsah, so sprach er ihm doch nicht, wie seine damahligen aus Hestigkeit und Parteysucht zu unbilligen Gegner, alle Verdienste ab.

Im Jahre 1741 verließ er Leipzig, und hielt sich zwey Jahre lang zu Dresden bey seinen nahen Anverwandten auf, die ihm Hoffnung zur Beförderung machten. Ein Kammersecretär wollte ihm sogar seinen Dienst abtreten; allein diese Art von Geschäften war nicht nach seinem Geschma-cke. Um andere Ämter bewarb er sich zwar zu wiederhohnten Mahlen, allein vergebens. Um ihm das ohnehin in dieser Rücksicht verbitterte Dresden nur noch mehr zu verleiden, ward sein Aufenthalt noch durch die Masern, die er daselbst bekam, verlängert. Er entschloß sich nun nach so vielen vergeblichen Aufwartungen, die er dem Oberhofprediger Marperger und dem Minister Grafen von Sech, einem alten Freunde seines Vaters, um eine Anstellung machte, sein Glück an einem andern Orte zu suchen, und wählte hierzu im Jahre 1743 Wittenberg; wo er zu der Witwe des seligen Doct. Albinus, einer Tochter des

dasigen Appellationsraths Schröter, ins Haus zog. Nachdem er hier noch ein Jahr lang die Vorlesungen des inzwischen aus Leipzig dahin versetzten Prof. Rivinus, sammt jenen des Prof. Leiser und Crell, gehört, und sich mit allem Eifer der Rechtswissenschaft beflissen hatte; so ward er im Jahre 1744 nach seiner unter Rivinus Vorsitze gehaltenen Inaugural-Disputation über den Satz: *Retractum legale in locatione locum non habere*, zum Doctor der Rechte, zugleich aber auch einige Tage darauf von der philosophischen Fakultät zum Magister erklärt. In eben diesem Jahre ließ er sich mit dem damahls so berühmten Prediger Heyne, der den Untergang der Welt auf das Jahr 1748 durch einen Kometen geweissagt hatte, und dieser Prophezeiung wegen mit vielen Gelehrten in Streitigkeiten gerieth, in einen Briefwechsel ein. Der Wundermann begegnete zwar den Einwürfen Lichtwers überaus höflich; ließ sich aber dennoch von seiner lächerlichen Hypothese nicht abbringen.

Die Theilung seines mütterlichen Erbtheiles, welches bisher nebst der andern

Wichmannhausischen Geschwister Antheil zu Quedlinburg gemeinschaftlich verwaltet wurde, nöthigte ihn im May dieses Jahres dahin abzureisen. Die Unordnung, in der er sein ganzes Erbschaftswesen antraf, machte, daß er sich daselbst ein ganzes Jahr lang verweilen mußte. Nachdem er im December des Jahres 1744 wieder nach Wittenberg zurück gefehrt, und indeß auch den Stiftskanzler Zahn zu Wurzen besucht hatte, reifete er im Februar des Jahres 1745 abermahls nach Quedlinburg. Hier hatte er das Unglück durch den Dampf eines mit Schmiedekohlen gefüllten Feuerbeckens, das man bey dem Theetinken in sein Zimmer gestellt hatte, einen solchen Schaden am Gesicht zu leiden, daß er darüber beynah erblindet wäre. Zu Ende dieses Jahres begab er sich, weil er nach Sachsen durch den daselbst ausgebrochenen Krieg zurück zu kehren gehindert ward, nach Zerbst. Als mehrere Ärzte ihn von seiner schmerzlichen Augenkrankheit nicht hatten befreyen können, so reifete er im Jahre 1746 selbst zu dem berühmten Heister nach Helmstädt. Aber auch dieser konnte ihm nicht helfen, und nur die Länge der Zeit hob das Übel.

Obſchon es ſich im Jahre 1759 noch ein Mal regte, und ihm die Ärzte bereits eine frühzeitige Blindheit weiſſagten; ſo behielt er doch in der Folge den ungehinderten Gebrauch ſeiner Augen bis an ſein Ende.

Im Jahre 1747 kehrte er wieder nach Wittenberg zurück, und widmete ſich hier dem akademiſchen Leben. Er ſing über Baumeyſters Logik und die Inſtitutionen zu leſen an, und ſein bündiger und gründlicher Vortrag erwarb ihm einen allgemeinen Beyfall. Das Programm, womit er ſeine Vorleſungen eröffnete, handelte: De Jure aperiendi ſepulchra. In eben dieſem Jahre trat die erſte Ausgabe ſeiner in vier Bücher getheilten Fabeln in gebundener Schreibart, jedoch ohne Namen und Vorrede, zu Leipzig ans Licht. Die Zahl dieſer Fabeln belief ſich auf 104; allein das Vortreffliche war mit dem Mittelmäßigen in dieſer Ausgabe zu ſehr vermengt, als daß ſie damahls, da über dieſe ſchon die Gellertiſchen erſchienen waren, einige Aufmerkſamkeit erregen konnten. Sie blieben beynahe ganz unbekannt, und erſt im Jahre 1751 wurden ihre eigen-

thümlichen Schönheiten in Gottscheds Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit und in der Hallischen Wochenschrift der Gesellige dem Publicum nach ihrem Verdienste angepriesen.

Der verdiente Beyfall, den übrigens Lichtwerts Vorlesungen erhielten, bestimmte ihn, dieselben auch das folgende Jahr 1748 fortzusetzen. Die juridische Einladungsschrift zu seinen dießmahligen Collegien handelte: De factis legatis, und er dehnte seine Vorlesungen zugleich auch auf Wolfs Moral aus. Das anhaltend starke Reden zog ihm aber einen Blutsturz zu. Von der Schwäche seiner Brust überzeugt, entschloß er sich daher, dem akademischen Leben ganz zu entsagen.

Um das Vermögen, welches ihm in Quedlinburg erblich zufiel, und worüber noch immer Prozesse im Gange waren, besser in der Nähe verwalten zu können, wandte er sich nun im Jahre 1749 nach Halberstadt, wo seiner Mutter Bruder Dechant war. Hier legte er eigentlich den Grund zu seinem Glücke. Er erhielt da-

selbst eine Präbende an dem Stifte des heiligen Bonifacius und Mauritius, die ihm der Generalmajor von Stille abtrat. Da ihm aber, als einem schon von Natur thätigen Manne, das gemächliche Leben eines bloßen Stiftsmannes nicht gefiel, so bewarb er sich außer dem noch um die Stelle eines Referendars bey der dasigen Regierung, die er auch, ohne hiervon einen besondern Gehalt zu beziehen, erhielt. Von Wittenberg brachte er indeß eine Gattinn Henriette Sophie, die Tochter der bereits erwähnten Wittwe des Doct. Albinus, bey der er ehedem wohnte, mit. In dieser Ehe erzeugte er drey Töchter, wovon die jüngste bald wieder starb, die beyden ältern aber, Henriette Dorothee und Auguste Aurore, ihn überlebten, auf deren Bildung er so viel Fleiß verwandte, daß er sie selbst den Homer in der Ursprache lesen, und, da er ein Freund und Kenner der bildenden Künste war, auch noch zeichnen lehrte.

Im Jahre 1752 wurde er zum wirklichen Regierungsrathe an der Halberstädtischen Regierung ernannt; und da er auch

zugleich ein Mitglied der Landesdeputation ward, so wurden nun seine Geschäfte immer häufiger und wichtiger. Fast zu gleicher Zeit nahm ihn auch die Deutsche Gesellschaft zu Königsberg unter ihre Mitglieder auf.

Die zweyte Ausgabe seiner Fabeln ließ er im Jahre 1758 zu Berlin unter dem Titel: Vier Bücher Aesopischer Fabeln von M. G. Lichtwer drucken. Seine Geschäfte verhinderten ihn an den nöthigen Verbesserungen dieser neuen Auflage, welche, außer einer weggelassenen Fabel und einer neuen, die er im vierten Buche einschaltete, und einigen andern Fabeln, denen er eine neue Wendung gab, sich weiter durch keine merkwürdige Veränderung von der ersten Ausgabe unterschied: denn die acht Oden und Lieder, die er derselben anhing, zeugten von gar keinem lyrischen Talente. Indes erinnerten doch nun Herr Ramler in seinem *Batteug* und Moses Mendelsohn in der *Bibliothek der schönen Wissenschaften* die Nation, das schätzbare Talent dieses naiven Fabeldichters seiner übrigen geringen Mängel

wegen nicht zu verkennen. In eben diesem Jahre gab er zu Leipzig sein Lehrgedicht: Das Recht der Vernunft, in fünf Büchern heraus. Anfangs wollte er es Recht der Natur oder auch Recht der Menschheit nennen; aber auf Gottscheds Anrathen, mit dem er darüber Briefe wechselte, wählte er den erstern Titel. Gottsched verschaffte ihm den Verleger dazu, und besorgte auch die Correctur. Lichtwerns Absicht bey diesem Gedichte war, die Hauptlehren des natürlichen Rechtes und der Moral nach Wolfs Grundsätzen poetisch einzukleiden. Mangelt diesem Gedichte gleich Stärke der Einbildungskraft und des Ausdruckes, so leuchtet übrigens doch eine große Belesenheit in philosophischen Schriften heraus, so, daß es sich von dieser Seite unter den übrigen zu dieser Zeit erschienenen Lehrgedichten auf das rühmlichste auszeichnet.

Im Jahre 1760 nöthigten Lichtwern die Kriegsunruhen sich auf einige Zeit nach Braunschweig zu flüchten, und zogen ihm überhaupt viele Ungemächlichkeiten und Arbeiten zu. In eben diesem Jahre erhielt er auch eine Stelle im Consistorium.

Der Gedanke, Lichtwergs Fabeln den Freunden des guten Geschmacks theils noch bekannter zu machen, theils sich auch um den Dichter selbst, dem es an kritischen Freunden durchaus zu mangeln schien, ein Verdienst zu erwerben, veranlaßte Herrn Namler, daß er 65 seiner besten Fabeln im Jahre 1761 unter dem Titel: *Auserlesene und verbesserte Fabeln und Erzählungen von Lichtwer* herausgab. In der kritischen Auswahl und Verbesserung dieser neuen Ausgabe sollen nebst Namler zugleich auch einige Halberstädtische Gelehrte Antheil gehabt haben. War gleich in derselben die Sprache durchaus mehr als in den beyden vorigen Ausgaben gereinigt, so wurden doch verschiedene dem Charakter dieses naiven Fabeldichters so eigenthümliche Züge von natürlicher Feinheit und treuherziger Einfalt in seiner Erzählungsart durch diese Sprachberichtigung hinweg gewischt, daß Lichtwer schon aus diesem Grunde volles Recht hatte, sich gegen Herrn Namler zu beschweren. Auch ist es in der That nicht zu verkennen, daß Herrn Namler seine noch über dieß unzeitige Verbesserungssucht von der Beschuldigung nicht

losfagen kann, sich so öfters ungebethen an dem Geistes eigenthume eines andern vergriffen zu haben. Indesß ging aber auch Lichtwer auf der andern Seite wieder zu weit, da er in der im Jahre 1762 von ihm selbst veranstalteten Ausgabe seiner Fabeln keine einzige von Herrn Kamlers Verbesserungen, worunter doch einige wirklich gut waren, aufnahm. Die Berliner Litteraturbriefe haben übrigens diesen Streit so einsichtsvoll als unparteyisch entschieden. In dieser von ihm selbst besorgten Ausgabe schob er übrigens vier neue Fabeln ein, und ließ die vorhin angehängten Oden ganz weg. So wie nun Lichtwers Fabeln gegenwärtig beschaffen sind, ist das Gute darin vorzüglich gut. Keiner unserer Fabeldichter gleicht dem La Fontaine so sehr an Laune und Droligkeit des Vortrages. Mannigfaltige glückliche Erfindungen, ein munterer und lebhafter Ausdruck, schöne und treffende Moralen sind die eigenthümlichen Vorzüge seiner Fabeln. In einer neuen Ausgabe vom Jahre 1775 kam eine neue Fabel hinzu; die neueste vom Jahre 1782 hat gar keine Veränderung.

Da Lichtwer überhaupt gern theologische Schriften und unter diesen auch die Kirchenväter las, so übersezte er im Jahre 1762 bloß zu seinem Vergnügen das Gespräch des Minutius Felix, und begleitete selbes mit Anmerkungen. Diese Übersezung ward wenig bekannt, weil er sich auf dem Titel bloß als Mitglied der Königsbergischen Gesellschaft bezeichnete.

Im Jahre 1763 wurde er nebst seinen andern Ämtern auch noch zum Criminalrichter und im Jahre 1765 zum Vormundschaftrath im Pupillencollegium mit Vermehrung seines Gehaltes ernannt. Allzu häufiger Geschäfte wegen gab er aber im Jahre 1772 die vormundschafthche Verwaltung wieder ab; doch blieb ihm der damit verbundene Gehalt. Zu dieser Zeit verheirathete er seine älteste Tochter an einen Regierungsrath von Schmettau, aus welcher Ehe er drey Enkel erlebte. Im Jahre 1779 ward auch seine zweyte Tochter an den Regierungsrath von Pott verheirathet, welche Ehe ihm einen Enkel brachte.

Seit dem Jahre 1781 spürte er allmäh-

lich eine merkliche Abnahme an Kräften und oftmahlige Hämorrhoidalzufälle; doch blieb sein Geist dabey heiter und ungeschwächt. Endlich ward er von einer Hämorrhoidalcolik befallen, die in einen kalten Brand überging. Er ertrug alle Schmerzen mit der größten Geistesstärke und Heiterkeit, und sagte noch wenige Augenblicke vor seinem Ende, als man ihn fragte, ob er noch einen Kummer auf seinem Herzen hätte, mit der Zufriedenheit und Ruhe eines wahren Christen und Weltweisen: Ich habe lange genug und mit Vergnügen gelebt; meine Gattinn und meine Kinder haben mir keine mißvergnügte Stunde gemacht: warum sollt' ich nun nicht auch dem Winke meines Schöpfers folgen, der mich zu höhern Freuden aufruft? Er starb 1783 in der Nacht vom 6. bis 7. Julii, und ward bey der Moriskirche begraben.

Lichtwer war von mittelmäßiger und magerer Person. Sein dunkelbraunes Auge konnte nach der Beschaffenheit seines Gemüthes eben so viel Sanftheit als hohen Ernst ausdrücken. Achtung für die Religion erfüllte sein ganzes Herz, und wahre

Andacht saß daher auf seiner Stirn, wenn er in der Kirche war. Kirchengeschichte und geistliches Recht waren sein Lieblingsstudium. Ungeachtet seiner überhäuften Amtsgeschäfte las er ungemein viel. Er war außer dem noch ein Liebhaber und Schätzer der bildenden Künste, verstand die Zeichenkunst in einem ziemlich vollkommenen Grade, und besaß eine ganz ansehnliche Sammlung berühmter Gemälde und Kupferstiche, die er theils von seinem Vater ererbt, theils auch durch eigene Anschaffung an sich gebracht hatte. Zum Geschäftsmanne schien er ganz geboren zu seyn. Alle seine Urtheile, Decrete, Relationen u. s. w. arbeitete er mit außerordentlicher Sorgfalt aus. Nichts haßte er mehr als Schikanen in den Prozessen. In allen Geschäften arbeitete er nach festen und unverrückten Grundsätzen mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Er war unermüdet thätig mit Aufopferung seiner Bequemlichkeit und seines Vergnügens. Geräusch und große Gesellschaften liebte er nicht. So umgänglich und aufgeweckt er auch im Zirkel vertrauter Freunde erschien, so brachte

er doch seine wenigen Erholungsstunden meistens in dem Kreise seiner Familie zu. Herr Friedrich Leopold Graf zu Stollberg widmete ihm für das Vergnügen, das ihm seine Fabeln in der Kindheit gewährten, ein großes Gedicht im Deutschen Musäum, welches das schönste und würdigste Denkmahl ist, das man diesem vortrefflichen Dichter und Weltweisen setzen konnte.

Inhalt
des
ersten Theils.

Erstes Buch.

	Seite.
I. Die beraubte Fabel	5
II. Das Glück und der Traum.	6
III. Phyllis und der Vogel.	9
IV. Der Wiesel und die Hühner.	12
V. Das Reiterpferd	13
VI. Der Fuchs.	15
VII. Die Laster und die Strafe.	18
VIII. Boreas und die Erde.	19
IX. Der Affe und Bär.	22
X. Der Kopfläfer.	25
XI. Der Strauß und die Vögel.	27
XII. Das schlechte Tuch.	32
XIII. Der Löwe und Wolf.	34
XIV. Das aus der Erde wachsende Lamm	36

	Seite.
XV. Der Mohr und der Weiße . . .	38
XVI. Phöbus und sein Sohn	40
XVII. Der Riese und der Zwerg . .	41
XVIII. Der Wandersmann und Ko-	
libri	43
XIX. Der Diamant und Bergkristall .	45
XX. Die Schlange	47
XXI. Die Katzen und der Hausherr .	48
XXII. Die Tulipane	50
XXIII. Der Hirte und die Herde . .	53
XXIV. Der Vater und die drey	
Söhne	55
XXV. Der Uhu und die Lerche	57

Zweytes Buch.

I. Die Gartenlust	67
II. Der Adler und der Schmetterling .	71
III. Die zwey alten Weiber	73
IV. Die zween Weisen in Peru	74
V. Der Becker und die Maus	76
VI. Der Hänfling	78
VII. Der Hühnerhund	80
VIII. Die zween Jupiter	82
IX. Der Vogel Plataea und die Reiger .	84
X. Die wilden Schweine	86

	Seite.
XI. Der junge Kater	89
XII. Der Kapaun und das Huhn . . .	93
XIII. Der Esel und die Dohle	95
XIV. Der Wandersmann und die Sonnenuhr	96
XV. Der Rhein	98
XVI. Der Weise und der Alchymist.	100
XVII. Das Reichsgericht der Thiere.	102
XVIII. Der Maler	104
XIX. Die Fische	106
XX. Der Priester und der Kranke.	108
XXI. Jupiter und die Winde	110
XXII. Der Maulwurf	112
XXIII. Der Sathyrenschreiber	115
XXIV. Des Vulkanus drey Ehen . .	117
XXV. Sokrates und der Witwer . .	120

Drittes Buch.

I. Die Zauberinn	127
II. Die seltsamen Menschen	131
III. Der Krokodil und das Meerpferd.	134
IV. Der kleine Löffel	137
V. Das Diebsgeschlecht	141
VI. Der Fuchs und der Adler	143
VII. Don Quichotte und Sancho Pansa	145

	Seite.
VIII. Das Beil vor Gerichte	147
IX. Der Löwe und der Affe	149
X. Der Autor und der Mandarin	151
XI. Der Quell der Jugend	153
XII. Der Koch und der Herr	155
XIII. Der Fuchs und das Eichhorn	156
XIV. Der Affe und die Uhr	158
XV. Die Frösche und der Storch	160
XVI. Der Apfelbaum und der Mel- kenstock	162
XVII. Die Hehe	164
XVIII. Der Krieg der Füchse und Wölfe	166
XIX. Das Pferd und der Esel	169
XX. Der unschuldige Dichter	171
XXI. Die gefangene Drossel	173
XXII. Die Füchse	174
XXIII. Die Nachtigal, der Staar und der Stieglitz	176
XXIV. Der Uhrensaal	178
XXV. Die zween Hähne	181

Viertes Buch.

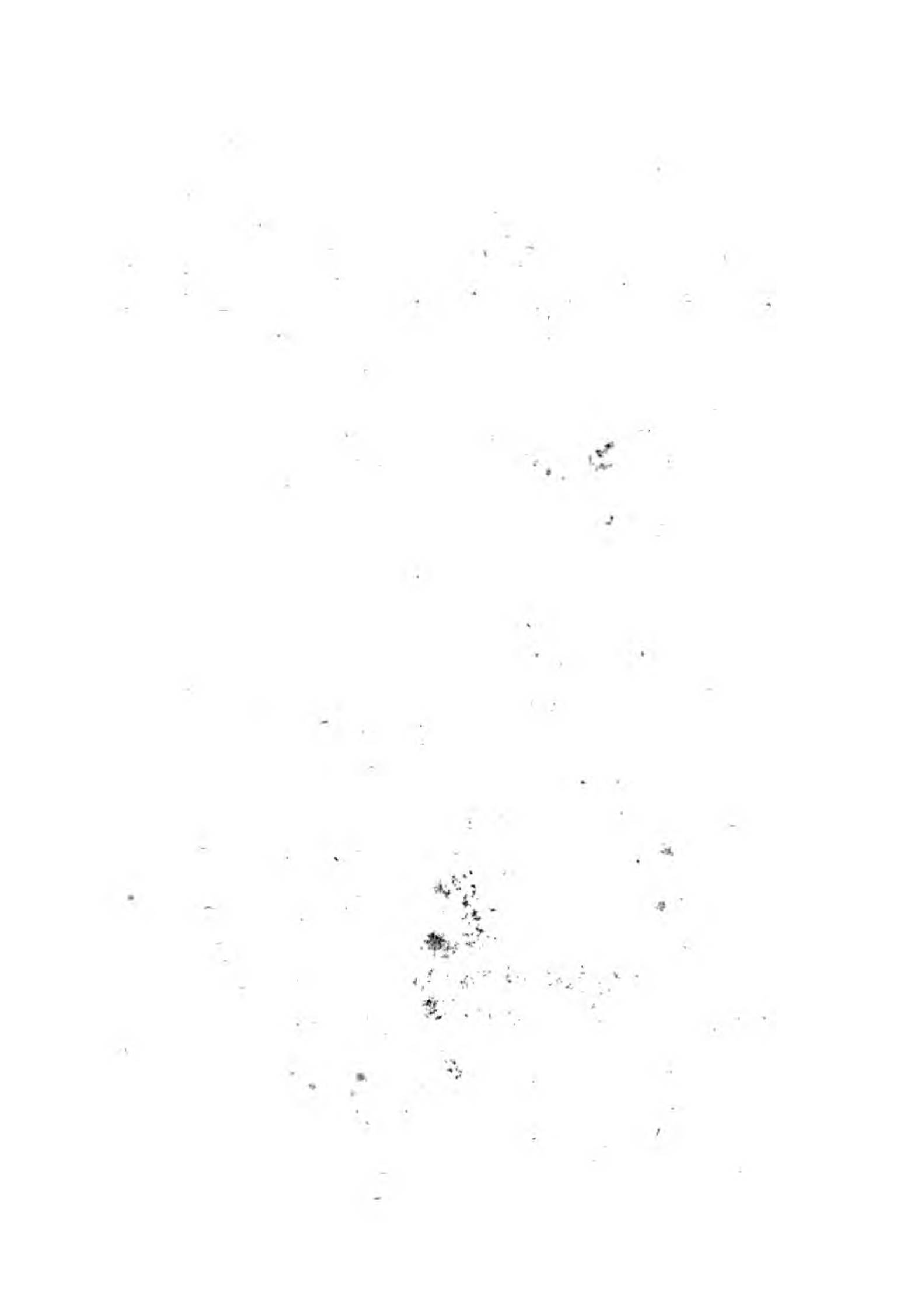
I. Der Mond und der Kometa	187
II. Die Hirsche	190

	Seite .
III. Die Flinte und der Hase	192
IV. Der Fuchs und der Marder	194
V. Der Hamster	196
VI. Die Mäuse	199
VII. Der Kobold	201
VIII. Die Kinder	205
IX. Charon und Merkur	206
X. Die zwey Kaninchen	208
XI. Die Nachtigal und der Simpel	210
XII. Das Kameel	213
XIII. Der Löwe und der Ziegenbock	215
XIV. Die blinde Kuh	217
XV. Die Wespe und der Knabe	220
XVI. Die Krähe und die Elster	221
XVII. Mann und Frau	224
XVIII. Damon und Pythias	226
XIX. Das Pferd	228
XX. Die ungestalte Tochter	230
XXI. Die Gule unter den Vögeln	232
XXII. Die Schnecke und die Grille	233
XXIII. Die wächserne Nase	235
XXIV. Die Kröte und die Wasser- maus	237
XXV. Vater und Sohn	238
XXVI. Der Bock und der Bär	242
XXVII. Der Springer	243

	Seite.
XXVIII. Die Nachbarn	246
XXIX. Die Schwalbe und der Sper- ling	247
XXX. Der Herr von Krehn	249

F a b e l n.

Erstes Buch.



D Muse! die du weißt, was Thier'
und Bäume sagen,
Wovon der Vogel singt, was Fisch und
Wurm beklagen,
Ich bitte, sage mir, wie reden Löw' und
Maus?
Wie drückt sich eine Gans, und wie ein
Abler aus?
Wovon schwast Schneck' und Frosch? wie
sprechen muntre Pferde?
Was denkt der volle Mond? worüber seufzt
die Erde?
Wie redet die Natur? Es läßt ja unge-
reimt,
Wenn roher Sänger Wiß von Wuth der
Lämmer träumt,
Die Löwen weinen läßt, die Hasen dro-
hen lehret,
Gewächsen Flügel dreht, und die Natur
verlehret.
Äsopus dichtete natürlich, ohne Zwang,
Äsop, der von der Maus bis an den Lö-
wen sang,

Und, ohne der Natur was Falsches aufzu-
bürden,
Die Thiere reden ließ, wie Thiere reden
würden:
Die Wölfe dürsteten nach feiger Lämmer
Blut,
Der Hirsch pries sein Geweih, der Uhu
seine Brut,
Der Panther drohete, der Stier sprach von
dem Stalle,
Der Sperling plauderte, der Fuchs belog
sie alle.
So sang der Phrygier; nichts, so sich wi-
dersprach,
Floß jemals in sein Lied. Ihm sang ein
Phädrus nach,
Und alle, die nach ihm das Fabelreich
durchstrichen,
Erhoben ihren Ruhm, so weit sie jenen
glichen.
Mein Mund versucht ihr Lied. Wie, wenn
es nicht gelingt?
Wer zweifelt, hat gewählt. Es sey gewagt,
er singt.

I.

Die geraubte Fabel.

Es zog die Göttinn aller Dichter,
Die Fabel, in ein fremdes Land,
Wo eine Rotte Bösewichter
Sie einsam auf der Straße fand.

Ihr Beutel, den sie liefern müssen,
Befand sich leer; sie soll die Schuld
Mit dem Verlust der Kleider büßen;
Die Göttinn litt es mit Geduld.

Mehr, als man hoffte, ward gefunden;
Man nahm ihr alles. Was geschah?
Die Fabel selber war verschwunden,
Es stand die bloße Wahrheit da.

Beschämt fiel hier die Rotte nieder:
Vergib uns, Göttinn, das Vergehn;
Hier hast du deine Kleider wieder:
Wer kann die Wahrheit nackend sehn?

II.

Das Glück und der Traum.

Es lag und schlummerte in eines Hir-
ten Laube
Das Glück, das müde Glück, den meisten
Theil der Nacht.
Wenn es ein Held gewußt, er hätt' es,
wie ich glaube,
Mit hundert tausend Mann bewacht.
Hier flog ein Traum vorbei, und störte
seinen Schlummer;
Ihm rief das halberwachte Glück:
Du kömmt mir recht erwünscht bey mei-
nem großen Kummer;
Doch sage mir, woher kömmt du so spät
zurück.

Ich komme mit dem Morgenwinde,
Versezt der Schatten, aus der Stadt,
Von einem wohlgestalten Kinde,
Dem meine Gegenwart die Nacht verkür-
zet hat.

Das Glück hab freundlich an zu lachen,
 Und sprach: Wenn es dir so gefällt,
 So sage mir, was du vor Sachen
 Ihm diese Nacht durch vorgestellt.

Er sprach: Ich kam mit Kutsch' und Pfer-
 den;

Die Thüren sprangen, als ich sprach;
 Mir trat mit fittsamen Geberden

Ein Herr vergoldter Diener nach.

Ich war Baron, und zwar kein neuer;

Ich hatte Geld, ich wollte freyn:

Begütert, Herr Baron und Freyer,

Die Wörter gehn durch Mark und Bein.

Geschenke folgten jedem Blicke:

Du weißt, was ein Geschenke thut;

Und dieser Sprache, liebes Glück,

Sind doch die Mädchen gar zu gut.

Zulezt fiel ich ihr selbst zu Füßen;

Ich bat sie, und erhielt ihr Wort.

Sie gab mir ihre Hand zu küssen,

Da kam der Tag, und trieb mich fort.

Indessen wird mein Kind gewiß vergnügt
 erwachen,

Und sagt sie niemand nichts von mir,

So wird sie heimlich doch den ganzen Mor-
gen lachen.

Mir geht es nicht so gut wie dir,
Antwortete das Glück mit traurigen Ge-
berden:

Ich kam vor kurzer Zeit in eines Kauf-
manns Haus;

Den ließ ich reich und edel werden,
Es ward ein halber Graf daraus;

Doch gestern wandt' ich ihm den Rücken,
Da hing er sich an einen Baum.

Warum muß es dir besser glücken:

Bin ich nicht gleich wie du ein Traum?

III.

Phyllis und der Vogel.

Es trug Damöt vor wenig Wochen
Zu Phyllis, seiner Schäferinn,
Ein Thier, das er ihr längst versprochen,
Ein abgerichtet Vöglein, hin.
Ach! sagte Phyllis, mein Damöt,
Es ist recht schön; kann es auch singen?
Ja! Kind, es singt wie ein Poet;
Ich werde dir nichts Schlechtes bringen.

Wie freundlich dankte sie Damöten!
Wer wünschte nicht Damöt zu seyn?
Sie schloß den fliegenden Poeten
In ein vergittert Häuschen ein.
Sie knackt' ihm Hanf, sie gab ihm Brod,
Das sie zuvor in Milch erweichte,
Es hieß: der Vogel leidet Noth,
So oft sie ihm das Futter reichte.

Der Vogel, dem dergleichen Fülle
 Nie vor den Schnabel kommen war,
 Genoss sein Futter in der Stille,
 Und unterließ das Singen gar.
 Ey, sagte Phyllis, sing' auch nun!
 Sieh, was ich dir vor Guts erzeiget!
 Der Vogel hatte mehr zu thun.
 Sie häuft sein Futter: nichts; er schweiget.

Damót, das will ich nicht vergessen,
 Rief Phyllis, daß ich dir geglaubt:
 Der Vogel hat so viel zu fressen,
 Und singt doch nicht; ist das erlaubt?
 Es blieb dabey. Hört, was geschah?
 Die Schäferinn ging einst zum Schmause,
 Und blieb bis an den Abend da;
 Der Vogel hungerte zu Hause.

Ergeßt' er gleich nicht Phyllis Ohren,
 So war ihr doch der Vogel lieb;
 Sie schätzt' ihn dießmal für verloren.
 Ach! sagte sie, du armer Dieb*,

* S. die erste Ausgabe vom Jahre 1748.

Indem ich hier getanzet, wirfst du
Vielleicht schon mit dem Tode ringen!
Sie eilt nach ihrer Wohnung zu;
Da höret sie den Vogel singen.

So! rief die Phyllis, kam dein Schweigen
Von allzu vielem Futter her,
So wird der Hanf im Preise steigen.
Sie hält ihn knapp. Nun singet er.
Der Vorsicht Weisheit zeigt sich
Vom kleinsten Wesen bis zum größten;
Sie nährt die Dichter kümmerlich:
Warum? da singen sie am besten.

IV.

Der Wiesel und die Hühner.

Nach Recht und Urtheil, mit dem Prügel,
Ward vor dem frohen Hausgeflügel
Ein Dieb und anderer Tullian,
Ein schlimmer Wiesel, abgethan.
Ein Hof voll Hühner sah ihn leiden,
Und gackerte dabey vor Freuden.
Nur eine Henne blieb betrübt,
Und sprach: Man bricht des Räubers Glieder;
Allein die That ist schon verübt:
Wer gibt mir meine Kinder wieder?

V.

Das Reiterpferd.

Ein jeder Weiser ist ein Held,
Er läſſet ſich den Tod nicht ſchrecken:
Der Tod kömmt ja gewiß, er kömmt zu
 aller Welt,
Was ſollt' er ſich vor ihm verſtecken?
Es bring' ihn Feuer, Waſſer, Erde,
Es bring' ihn endlich Wind und Luft,
So iſt's ein Tod und eine Gruft.
Er zeigt ſich überall mit einerley Ge-
 berde,
Und iſt ein unvermeidlich Ding:
Man ſtirbe doch einmal, und wenn man
 ewig klagte.
Merkt, was das Reiterpferd zu ſeinen
 Freunden ſagte!
Als es nunmehr zu Felde ging,
Und bey dem Abſchied die Befreundten,
Die alten Ackergaule, weinten.
So ſprach es: Ihr beklagt mich wirklich
 ohne Noth:

Ich geh' in einen edlen Tod,
Und sterbe jung mit Ruhm. Mich wird man
einst besingen,
Euch wird ein schöner Tod einst auf den
Anger bringen.

Wie manche schliefen ist mit Ehren,
Wenn sie zu früh gestorben wären?

VI.

D e r F u c h s .

Es fand der Fuchs ein Buch im Grase - - -
 Ein Buch im Grase? sagest du?
 Wie kam das Buch ins Gras? Mein
 Freund, laß mich in Ruh:
 Ich sag', er fand es da, und fand es mit
 der Nase,
 So lautet, sag' ich, der Bericht;
 Und fand er es im Grase nicht,
 Wo hätt' er es denn sonst gefunden?
 Das Buch, in Leder eingebunden,
 Das Meister Fuchs im Grase fand,
 War, o beweinenswürd'ger Schade!
 Die weltberühmte Vulpiade,
 Sonst Reinecke der Fuchs genannt.
 Es steckte zwar der Fuchs die Nase tief
 hinein,
 Es schien, als hätt' er Lust zu lesen;
 Allein wie konnt' es möglich seyn?
 Er war auf Schulen nie gewesen.
 Der gute Schlucker suchte hier

Ein Pflaster für den leeren Magen:
 Er suchte Fleisch, und fand Papier.
 Er wollte schon den Band zernagen,
 Als er im Buche selbst sein Bildniß hier
 und da

Nicht ohne Schrecken glänzen sah.
 Sofort ward es von ihm durchbildert;
 Und seht! der Fuchs erstaunt. Er fand sich
 überall,

Bey manchem Glücks- und Unglücksfall,
 Recht nach dem Leben abgeschildert.
 Vor andern rührt' ihn die Gefahr,
 Die ihn bis untern Galgen brachte,
 Und gar zum armen Sünder machte,
 Weil alles so natürlich war.

Man sprach das Urtheil über ihn,
 Der weiße Stab lag ihm zu Füßen;
 Der Galgen stand vor ihm, und schien
 Ihn schon als Hauswirth zu begrüßen;
 Der Kater Hinz hielt einen Strick,
 Und hieß ihn auf die Leiter treten;
 Der Bär hub an mit ihm zu beten*:
 So nahe schien allhier sein letzter Augen-
 blick.

* S. die Klostcker Ausgabe vom Jahre 1662.
 S. 151.

Hier schimpft' und sprach der Hühnerdieb :
Entweder mein Gedächtnißlasten
Hat so viel Löcher als ein Sieb,
Wo nicht, so lügen die Phantasten,
Die dieß gemalt, mit allem Fleiß;
Denn nach der Bilder Sinn zu rathen,
So stehn hier viel' von meinen Thaten,
Davon ich keine Sylbe weiß.

Was da der Fuchs sagt, würden wir
Von hundert alten Helden hören,
Wenn sie der Bücher, die wir hier
Von ihnen lesen, kundig wären.

VII.

Die Laster und die Strafe.

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster, reisten über Land,
Um anderswo sich was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald ward kahl, die Felder wild;
Die StraÙe war mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

Ist sahn sie ungefähr zurücke;
Es folgte jemand nach, und wer?
Die StraÙe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her.

Du holst uns dießmal, rief der Haufen,
Gewiß nicht ein; doch diese sprach:
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen:
Ich komm' oft spät, doch richtig nach.

VIII.

Boreas und die Erde.

Matt vom Blasen und vom Heulen
 Warf der wilde Boreas
 Sich, bey Herkuls alten Säulen,
 An dem Ufer, in das Gras.

Kaum sieht ihn die Erde schlafen,
 Als sie bey sich selber spricht:
 Eile deinen Feind zu strafen;
 Bekre Muße hast du nicht.

Er ist's, der in deinen Locken
 Öfters wie ein Wütrich schwärmt,
 Und oft Häuser, Thürme, Glocken
 Dir an Hals wirft, wenn er lärmt.

Tellus war entzündet worden,
 Es entbrennt der alte Haß:
 Sie zerreißt von Süd in Norden,
 Und verschlingt den Boreas.

Boreas erwacht mit Schrecken,
Und ist aufzustehn bemüht,
Als er sich mit Sand bedecken
Und in Abgrund stürzen sieht.

Er geschwillt für Zorn und Nasen,
Bläst sich auf, pfeift, faust und brüllt,
Bis das Schnauben seiner Nasen
Die verschloßnen Gräfte füllt.

Also mag der Atna brüllen,
Wenn er, nach des Himmels Schluß,
Erd' und Luft mit Gluth erfüllen,
Und die Welt erschrecken muß.

Selbst die Erde seufzt und zittert,
Bis der Nordwind stärker drängt,
Einen halben Wald zersplittert,
Und das Herz der Erde sprengt.

Boreas fuhr ohne Schonen,
Über Berge, Wald und Stadt,
Nach dem Lande der Ciconen,
Wo er seine Wohnung hat.

Drauf bekam die Erd' ein Zucken,
Und erbehte dann und wann:
Niemand wolle mehr verschlucken,
Als er drauf verdauen kann.

IX.

Der Affe und der Bär.

Ein Aff' und Bär, zween nahe Vet-
 tern,
 Gleich groß, gleich nâschig und gleich alt,
 Auch gleich geschickt im Steig' und Klettern,
 Durchstrichen eifrig Feld und Wald,
 Um ihrer Mägen Zorn zu stillen.
 Der Bär ging langsam, traurig, krumm,
 Als wie ein Schuldner, und fing Grillen.
 Der Affe sah sich munter um;
 Der Hunger macht ihm leichte Glieder,
 Ein Luftsprung kostet ihm nicht viel;
 Ist sieht er auf, ist vor sich nieder:
 Ein Affe lebt und stirbt im Spiel.
 Was nützen diese Fleischergänge?
 Rief hier der Affe mit Verdruß;
 Wenn ich auf einen Baum mich schwänge,
 Darauf sich alles zeigen muß,
 So dürsten wir nicht länger suchen.
 Sofort bemerkt' er einen Baum,
 Die Königin der hohen Buchen;

Er kroch hinauf, man sah ihn kaum.
 Drauf setzt' er sich, beroch das Wetter,
 Sucht' endlich wieder in den Wald:
 O Wetter, schrie er, lieber Wetter,
 Du bist ja wie ein Zwerg gestalt!
 Was ist dir immer widerfahren?
 Du bist noch einer Erbse groß,
 Da wir sonst gleicher Länge waren.
 O Wetterchen, dich hör' ich bloß,
 Antwortete der Bär erbittert.
 Und nun ward das Gezänke scharf,
 Bis, da sie endlich ausgewittert,
 Der Affe sich herunter warf.
 Wie nun? rief Peß, so bald er drunten;
 Wie nun? versetzt' der Bavian;
 Warst du denn oben? Und du unten?
 Sie sahen sich verwundernd an.
 Du bist ein Bär: Und du ein Affe,
 Fiel Aff' und Bär einander ein;
 Hier ist nichts, das uns Nutzen schaffe:
 Die Buche muß bezaubert seyn.

Wenn du einmal an Ehren steigst,
 Und deinen Freunden und Verwandten,
 Die dich als ihres gleichen kannten,
 Ein fremd und stolzes Auge zeigt;

So geh' in dich, und untersuche
Der Fabel Sinn: er weist auf dich;
Denn glaube mir nur sicherlich,
Du bist das Affchen auf der Buche.

X.

D e r K o ß k ä f e r .

Im innern Theil des Fabelreichs,
 Wohin, kraft ewigen Vergleichs,
 Nur Dichteraugen sich erstrecken,
 Liegt eine trefflich große Stadt,
 Die Käfer zu Besitzern hat,
 Die sie wie schwarze Wolken decken.

Hier war, wo ich nicht irrig bin,
 Vor Zeiten eine Käferinn:
 Das Wort scheint neu; doch dort ist Käfer
 Und Käferinn so sehr gemein,
 Als etwa Schäferinn und Schäfer
 Auf dem Parnasß gewöhnlich seyn.

Rubin und Gold wick ihrem Spiegel,
 Der Pfauen Pracht dem bunten Flügel,
 Das Sittigrün der schönen Brust;
 Die Käfer sahen sie mit Lust.
 Vor andern einer, schwarz von Leibe,
 Begehrte sie vor sich zum Weibe,

Der letzte Zweig von seinem Stamm ;
Er führte, sagt man, einen Rappen
In seinem angeborenen Wappen :
Ein sehr verliebter Bräutigam .

Was half's ? das allzu spröde Kind
War taub, und ließ sich nicht erbitten ;
Sie hielt der Mayenkäfer Sitten ,
Die Feinde von den Schwarzen sind .

Sie sprach: Hör' auf mir liebzukosen :
Dich reizt ein Stall, ich liebe Rosen ;
Ich suche Gärten, du das Feld :
Du wirst mir nimmer beygefellt .

Verschiedner Sinn, ungleiche Triebe,
Lust, Unlust gatten sich nicht fein ;
Wenn du verabscheust, was ich liebe,
So wollen wir geschieden seyn .

XI.

Der Strauß und die Vögel.

Die Völker der Lüfte, das leichte
Geschlechte,
Die Vögel verglichen die streitigen
Rechte,
Und setzten, als sie sich in Sicherheit
sahn,
Zum Reichstag den ersten des May-
monats an.

Kaum wichen die Schatten dem
steigenden Lichte,
Kaum zeigte sich Phöbus mit heiterm
Gesichte,
Als tausend Geschlechter vom bergig-
ten Hain
Erschienen, um bey der Versammlung
zu seyn.

Die Adler, die Fürsten der flie-
genden Scharen,
Die mächtigen Kondors erschienen
bey Paaren;
Der Phönix kam, den Heliopolis
kennt,
Der Vogel, der vom Paradiese sich
nennt.

Dann ließen sich Uhus, mit Kra-
nich und Pfauen,
Dann ließen sich Geyer und Habichte
schauen;
Drauf kamen die Keiger, der reinli-
che Schwan,
Die Kropfgans, der Falke, der indi-
sche Hahn.

Die Sperber, die Raben, der Au-
kuck, die Störche,
Und endlich die kleinen, darunter die
Lerche,
Der Sempel, die Wachtel, der schwät-
zige Staar,
Der Fünke, der Grünis, die Nachti-
gall war.

Wer möchte die mancherley tausende
kennen?

Wer könnte die mancherley tausende
nennen?

Das Heer des Geflügels, so selbigen
Tag

Zusammen von Reichswegen kommen
seyn mag?

Es ward auch bey solcher unzähligen
Menge

Beynahe der Raum der Versammlung
zu enge;

Immittelft erhob sich ein plötzlich Ge-
schrey,

Daß außer den Schranken ein Rei-
sender sey,

Der doch seinen Stand nicht be-
scheinigen könne,

Und sich einen Straußen aus Afrika
nenne.

Gleich machten sich einige Vögel
hinaus,

Und fragten den Reisenden eigentlich
aus.

Was? ließ sich der Fremde mit Un-
willen hören,
Will man einem Reichsstand den Zu-
tritt verwehren?
Verlangt man von Straußen unnöth'-
gen Beweis?
Bin ich nicht ein Vogel? Befehlt mich
mit Fleiß.

Mein Ursprung berechtigt mich, Fe-
dern zu tragen,
Was brauch' ich von Schnabel und
Klauen zu sagen?
Ich habe ja Flügel, dieß schützt mich
genug:
Verwarf man den Vogel, der Fitti-
ge trug?

Die Vögel verfeßten nach kurzem
Bedenken:
Du gleichst einem Vogel, das will
man dir schenken;
Doch kann auch dein Einlaß nicht
eher geschehn,
Als bis wir zu'n Wolken dich fliegen
gesehn.

Denn das ist kein Vogel, den mun-
tere Schwingen
Empor von der Erde zu'n Lüften nicht
bringen.
So sagten die Vögel dem trotzigem
Strauß;
Doch dieser schlug ihre Bedingungen
aus,

Und ging von den Vögeln zum
Reiche der Thiere.
Was helfen dem Edelmann Helm und
Paniere,
Was nützen ihm Feder, und Wapen
und Geld,
Wenn ihn seine Trägheit zum Pöbel
gefellt?



XII.

Das schlechte Tuch.

Wer kauft ein neues Mode-Tuch?
 Ihr Herren! sagt, wer kauft drey Ellen
 zum Versuch?
 Verlangen sie mein Tuch, ihr Gnaden?
 So rief von Morgen bis zur Nacht
 Ein Kaufmann, der das Tuch vom Jahr-
 markt mitgebracht,
 Und rief sich heisch in seinem Laden.
 Was ruft ihr? sagte man; das Tuch mögt
 ihr vergraben,
 Und der ist auf sein Geld ergrimmt,
 Der es euch einst vom Halse nimmt:
 Ich möcht' es nicht geschenkt haben.
 Der Kaufmann fizte das Gesicht.
 Geht, sprach er bey sich selbst, ich lass
 euch dießmal laufen;
 Allein ihr müßt die Tücher kaufen,
 Ihr mögt sie wollen oder nicht.
 In einer Zeit von vierzehn Tagen
 Bringt es der Kaufmann selbst so weit,

Daß von des Ortes Obrigkeit
Dem Volk verboten wird, dergleichen Tuch
zu tragen;

Ja die Verordnung ist so scharf,
Daß man es nicht einmal im Hause haben
darf.

Kaum ward es kund, so kamen alle,
Und alle forderten etwas.

Dem Kaufmann nüste dieser Spaß;
Er sprach: er dürfte nicht. Das war die
rechte Falle.

Man bot zween Thaler bares Geld
Für einen kleinen Nest; als er sich furcht-
sam stellt,

Kömmt es in einem Athemholen
Erst zu Dukaten, dann Pistolen.

So ward dieß schlechte Tuch ein Heilig-
thum der Stadt;

Man wies es Reisenden: Hört, sprach man
im Vertrauen,

Hier könnt ihr von dem Tuch ein ächtes
Stückchen schauen,

Das unser Rath verboten hat.

XIII.

Der Löwe und der Wolf.

Am Fuß der wüsten Parther-Felder
Schlug König Löw und Meister Bär
Den Richtstuhl auf; das Volk der Wälder
Stund nach der Ordnung um sie her.

Die Kuh erschien zuerst, und klagte
Der Thiere strengem Oberhaupt,
Ihr Kind, das Kalb, hab', eh es tagte,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sah umher, zu hören,
Wem sonst davon was wissend sey.
Ich, sprach der Wolf, kann heilig schwören,
Herr König, ich war nicht dabey.

Und wer verklagt dich? sprach der König.
Verläumder! fiel ihm jener ein:
Ich bin ißt krank, und esse wenig,
Und kann es nicht gewesen seyn.

Schweig! rief der Löwe; das Gewissen
Läßt einen Buben nirgends ruhn:
Du hast der Kuh ihr Kalb zerrissen,
Der Bär soll dir desgleichen thun.

So starb der Wolf; und wie man saget,
Berrieth sein Bauch, was er gethan.
Wer sich entschuldigt, eh man klaget,
Der gibt sich selbst zum Thäter an.

XIV.

Das aus der Erde wachsende Lamm.

Als die Natur den Pflanz' und Thieren
 Das Dafeyn gab, so fiel ihr ein,
 Von Zwitterart eins aufzuführen,
 Halb soll es Thier, halb Pflanze seyn.

Um dieses Unding auszubrüten,
 Wuchs aus der Erd' ein kurzer Stamm;
 Der Frühling gab ihm Laub und Blüthen,
 Der Herbst anstatt der Frucht ein Lamm.

Nichts war an ihm vom Kopf zum Schwanz,
 Das nicht dem Wollenviehe gleich;
 Von unten blieb es eine Pflanze,
 Doch Haupt und Hals bewegten sich.

Es zeigte sich die Lust zur Weide:
 Zwen Feldgewächse stunden da;
 Das Schaf ergriff und fraß sie beyde,
 Daß man auch ihre Spur nicht sah.

Wernimm, daß es dich reuen werde,
Rief ihm allhier ein Koblhaupt zu:
Sind wir nicht Kinder einer Erde,
Und wurzeln, wachsen, blühn wie du?

Genieße mäßig unsrer Blätter,
Nur friß uns nicht mit Stampf und Stiel.
Das Schaf war' tanb: es fraß den Better,
Den Better, der ihm auch gefiel.

Was um es stand, das ward verheeret.
Die Strafe folgt' auf seinen Schmans:
Als es das Land um sich verheeret,
So dorret es selbst vor Hunger aus.

Man sollte ja beynabe schwören,
Daß die Tyrannen Lämmer wären.

XV.

Der Mohr und der Weiße.

Ein Mohr und Weißer zankten sich.
Der Weiße sprach zu dem Bengalen,
Wär' ich wie du, ich ließe mich
Zeit meines Lebens niemals malen.

Befieh dein Pechgesichte nur,
Und sage mir, du schwarzes Wesen!
Hat dich die spielende Natur
Nicht uns zum Scheusal auserlesen?

Gut! sprach der Mohr, hat denn ihr Fleiß
Sich deiner besser angenommen?
Die Tafel ist bey dir noch weiß,
Der Mähler soll erst drüber kommen.

Die Welt, darin wir Menschen sind,
Gleicht einem ungeheuren Baume;
Darauf bist du, mein liebes Kind,
Unstreitig die unreife Pflaume.

Sie zankten sich noch lange Zeit;
Und weil sich keiner geben wollte,
Beschlossen sie, daß ihren Streit
Ein kluger Richter schlichten sollte.

Als nun der Weiße Recht behielt,
Da sprach das schwarze Kind der Mohren:
Du siegst; ich habe hier verspielt:
In Tunis hättest du verloren.

So manches Land, so mancher Wahn!
Es kömmt bey allen Nationen
Der Vorzug auf den Ort mit an:
Schön ist, was da gilt, wo wir wohnen.

XVI.

Phöbus und sein Sohn.

Der Mond trat zwischen Sonn' und Erde,
 Sein Schatten deckte Höh' und Grund,
 Und auch die Trift, wo bey der Herde
 Ein Hirt und Sohn des Phöbus stand.

Der Hirte rief voll Furcht und Zagen:
 Mein Vater, du verlierst den Schein!
 Wie kann der heitern Gottheit Wagen
 Des Lichtes Quell und dunkel seyn?

Du irrst, sprach Phöbus: deine Hürden
 Sind bloß der Ort, der dunkel ist;
 Du suchst mir Fehler aufzubürden,
 Womit du selbst umnebelt bist.

Zwischen Gott und unsern Sinnen
 Steht die Menschheit mitten innen,
 Und verbirgt vor uns sein Licht:
 Wir sind dunkel und Gott nicht.

XVII.

Der Riese und der Zwerg.

Es traf auf seinem Gange
Ein Rief' ein Zwerglein an,
Und sprach: Ich suchte lange
So was für meinen Zahn.

Dieß ist ein feltner Bissen,
Der Lust zum Trunk erweckt,
Und der, auf mein Gewissen!
Auch ohne Lunke schmeckt.

Herr! sagte hier der Kleine,
Ich bin in deiner Hand;
Was hilfst's mir, wenn ich weine?
Wer thut dir Widerstand?

Doch eh ich armer Knabe
Dein Abendessen sey,
So stelle mir zur Gabe
Nur eine Bitte frey,

Und schwör' sie zu erfüllen.
Er schwört, der Kleine spricht:
So höre meinen Willen:
Ich bitte, friß mich nicht.

Der Zwerg ging schon zurücke,
Und eilte durch das Land,
Als er an dem Genicke
Des Riesen Faust empfand.

Ach! schrie er, Wald und Wiese,
Ihr Zeugen meiner Noth,
Hier schwur mir dieser Riese,
Hier gibt er mir den Tod.

Der Rief', ein schlimmer Spötter,
Sprach: Das bin ich gewohnt:
Der fürchtet keine Götter,
Der keines Menschen schont.

XVIII.

Der Wandersmann und der Kolibri.

Ein Mensch, der sich die Welt nie über-
 drüßig sah,
 Der hinter Nubien, zu London und Su-
 rate,
 In Lapland, Tripoli und Japon Brüder
 hatte,
 Kam endlich nach Amerika.
 Dergleichen lange Fahrt pflegt Schiffer
 abzumatten;
 Er warf sich unter einen Baum,
 Um unter dessen kühlen Schatten
 Ein wenig auszuruhn; allein er schlum-
 mert kaum,
 Als ihn ein stark Geräusch erwecket,
 Davon er keinen Grund entdeckt.
 Indem er um sich sieht, so fliegt ein Vö-
 gelein
 Aus dem belaubten Ast, in dessen bunten
 Flügeln
 Sich Gold und Iris Farben spiegeln.

Der Vogel selbst war wunderklein,
Und kaum von Mayenkäfers-Dicke.
Kannst du so rauschen, o du Mücke?
Rief hier der Wandersmann. Ja! sprach
der Kolibri;

Hierüber darfst du dich nicht härmn:
Es heißt bey Menschen wie bey'm Vieh:
Der Kleinste macht den größten Lärmn.

XIX.

Der Diamant und der Bergkristall.

Ein heller Bergkristall und roher Dia-
 mant,
 Die ein verfolgter Dieb verloren,
 Geriethen auf ein Häufchen Sand,
 Und warteten, für wen das Schicksal sie
 erkoren.

Der Demant war getrost: Ich denke,
 sprach er, hier
 Gewiß nicht allzu alt zu werden;
 Ich habe meinen Werth in mir:
 Der erste, der mich sieht, der nimmt mich
 von der Erden.

Ja! sagte der Kristall, den Werth räum'
 ich dir ein;
 Allein dabey befürcht' ich immer,
 Du werdest niemand sichtbar seyn;
 Denn, unter uns geredt, es fehlt dir noch
 der Schimmer.

Ist fiel der Bergkristall schon Einem
ins Gesicht,
Der ihn mit Sorgfalt zu sich steckte;
Den guten Demant sah er nicht,
Den kurz darauf der Sand bedeckte.

Der Weltmann steigt empor, und der
Pedant bleibt sitzen:
Die Sitten können mehr als die Gelahrt-
heit nützen.

XX.

Die Schlange.

In Afrika war eine Schlange,
Die alle Thier ohn' Ursach biß,
Und was sie biß, das trieb's nicht lange:
Die Wunde schwoll, es starb gewiß.

Dieß ging ihr lange Zeit von statten,
Bis, da sie einst im Grase spielt,
Sie endlich ihren eignen Schatten
Vor eine fremde Schlange hielt.

Da biß sie, weil sie es nicht wußte,
Mit einer solchen Wuth nach sich,
Daß sie davon selbst sterben mußte:
Daran, Verläumber, spiegle dich.

XXI.

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorfaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Munnens Schwiegervater,
Schlug den Taft erbärmlich schön,
Und zweien abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beyzustehn.

Endlich tanzten alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, krazen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Duzend Schalen um,

Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwei Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur.

XXII.

Die Tulipane.

Ein Beet, der Farben Wunderspiel,
Darin der Lenz sich selbst gefiel,
Trug eine Tulipane;
Ihr Schmuck wies Iris Farbenstrich,
Und ihr erhöhter Purpur glich
Dem Mund der Mariane.

Der West hielt selbst den Hauch zurück,
So oft er dieses Meisterstück
Zu küssen sich erkühnte;
Sie stahl des Gärtners Herz und Sinn,
Der sie als seine Königin
Mit Zärtlichkeit bediente.

Nichts mag so schön, so kostbar seyn,
Das Schicksal reißt es wieder ein:
Warum? das ist die Frage.
Die Tulpe war kaum aufgeblüht,
Als sich der Himmel schwarz umzieht
An einem heißen Tage.

Der Nordost brüllt und mehrt die Nacht,
 Das Wetter rauscht, der Donner kracht;
 Kaum aber schweigt er wieder,
 So fällt ein Hagel, scharf wie Glas,
 Schlägt Zweig und Pflanze, Laub und Gras,
 Und auch die Tulpe nieder.

Der Gärtner läuft nunmehr herbey,
 Und findet Graus und Wüsteney,
 Den Grund gerechten Schmerzens;
 Er sieht sein Unglück ein, und schweigt,
 Bis sich der Tulpe Leichnam zeigt,
 Der Blume seines Herzens.

Hilf! Flora, hilf! wie lärmt der Mann,
 Und thut die Schlossen in den Bann,
 Daß sie die Tulp' erschlagen!
 Grimm und Verzweiflung zeigt sein Blick;
 Er schilt halb kindisch auf das Glück,
 Und hört nicht auf zu klagen.

Ein Birnbaum, den des Wetters Macht
 Um Knospen, Blüth' und Laub gebracht,
 Der konnt' es nicht verdauen.
 Ein Blümchen, rief er, bricht dein Herz.
 Wie? rührt dich nicht ein größrer Schmerz,
 Uns Bäume bloß zu schauen?

Wie? daß du nicht in Thränen rinnst,
Daß unsre Knospen, dein Gewinnst,
Dein Brot, zu Wasser worden?
Uns klagst du nicht, und hast es Fug;
Um eine Blume, die nichts trug,
Willst du dich gar ermorden.

So war der Mensch zu allen Zeiten,
So ist er jung, so bleibt er alt:
Heiß ist er gegen Kleinigkeiten
Und gegen große Dinge kalt.

XXIII.

Der Hirte und die Herde.

Der Wolf naht sich von dem Gebirge:
Auf, Hirte! laß die Hunde los,
Daß er nicht Damons Herde wüрге,
So riefen ängstlich Klein und Groß.

Der Hirte ließ die Herd' im Stiche,
Und lief an einen sichern Ort;
Mit ihm, gewohnt der alten Schliche,
Lief eine Kuppel Hunde fort.

Der Wolf fiel in die arme Herde,
Und mancher Bock gab Haare her;
Was er nicht fraß, fiel wund zur Erde.
So zog er fort, vom Raube schwer.

Der Hirte kam nunmehr geschlichen,
Als weiter nichts zu fürchten war.
Warum bist du von uns gewichen?
Schrie die noch übrigbliebne Schar.

Der Hirte sprach: Ich wollte bleiben;
Allein der Wolf schien damals mir
Viel größer, als es zu beschreiben.
Wie groß denn? Wie ein junger Stier.

Pfui! sagten die betäubten Thiere,
Schämst du dich nicht, verzagter Thor?
Die Furcht stellt Wölfe groß als Stiere,
Geschwader groß wie Heere vor.

XXIV,

Der Vater und die drey Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh erworbenen Segen
Selbst unter die drey Söhne gleich.
Ein Diamant ist's, sprach der Alte,
Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Dazu den größten Anspruch hat.
Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun;
Drey Monden waren schon vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.
Drauf sprach der Älteste der Brüder:
Hört! es vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' ein'gen Schein mir an;
Dem gab ich es getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?
Du thatest, Sohn! wie sich's gehört,
Ließ sich der Vater hier vernehmen:
Wer anders thut, der muß sich schämen;

Denn ehrlich seyn heißt uns die Pflicht.
Die That ist gut, doch edel nicht.

Der andre sprach: Auf meiner Reise
Fiel einst ganz unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See;
Ich aber zog es in die Höh',
Und rettete dem Kind das Leben;
Ein Dorf kann davon Zeugniß geben.
Du thatest, sprach der Greis, mein Kind!
Was wir, als Menschen, schuldig sind.

Der jüngste sprach: Bey seinen Schafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand;
Sein Leben stund in meiner Hand.
Ich weckt' ihn, und zog ihn zurücke.
O! rief der Greis mit holdem Blicke,
Der Ring ist dein: welch edler Muth,
Wenn man dem Feinde Gutes thut.

XXV.

Der Uhu und die Lerche.

Es saß ein Uhu lange Zeit
Im Schatten einer hohlen Eiche,
Der höchsten in dem deutschen Reiche,
In einer öden Traurigkeit.

Hoch über ihn ließ sorgenfrey
Sich eine muntre Lerche hören,
Und meldete der Sänger Chören,
Daß ist der Frühling nahe sey.
Ihr Lied dringt aus den heitern Lüften
Ins grüne Thal, belebt die Triften.
Der Uhu horcht, und ächzt dabey,
Daß er nicht auch so fröhlich sey.

Die Ungeduld ermuntert ihn,
Sich aus dem Neste zu bemühen.
Die feige Lerche wollt' entfliehen,
Sie wollte noch, als er erschien.

Doch war der armen Lerche bange,
 So dauerte die Angst nicht lange,
 Als sie zu ihrem Trost vernahm,
 Daß er in Friede zu ihr kam.

Es schien dem Uhu zweifelsfrey
 Das Lerchenfleisch noch nichts zu taugen;
 Er schwur bey seinen großen Augen,
 Daß er vorist nicht hungrig sey.
 Die Neugier, sprach er, dich zu fragen,
 Hat mich an diesen Ort getragen.
 Bekenne, was die Ursach ist,
 Daß du beständig fröhlich bist?

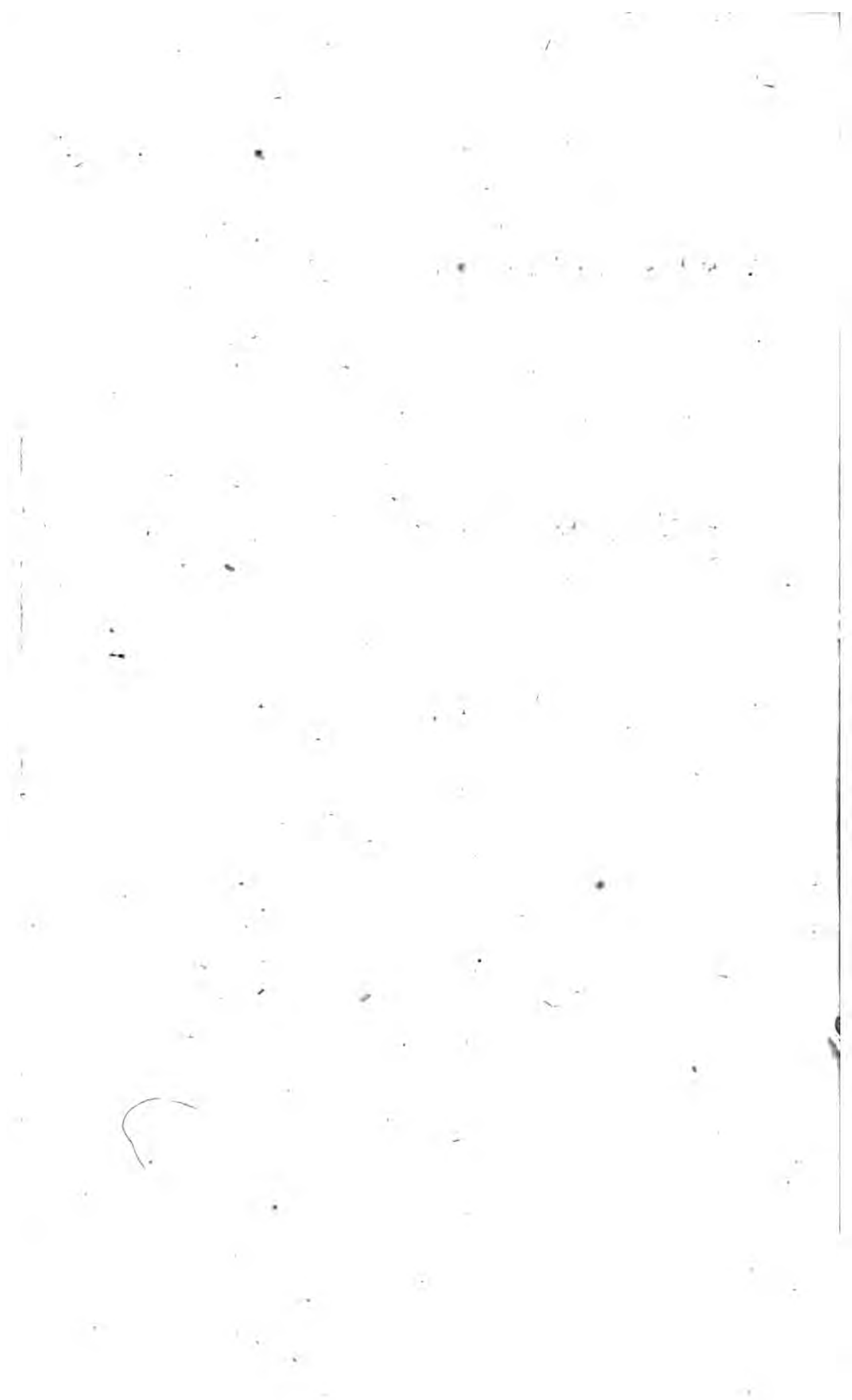
Monarch der Eulen, sagte sie,
 Wer stets gesunde Tage zählet,
 Und fliegen kann, wohin er wählet,
 Wie kann der trauern? Fragst du, wie?
 Fiel ihr der Uhu in die Rede;
 Du scheinst ja sonst mir ziemlich blöde:
 Gedenkst du niemals an den Tod,
 Noch was dir Herbst und Winter droht?

Ich denke, sprach sie, wohl daran;
 Allein der Tod ist unvermeidlich,
 Die Herbst- und Winternoth noch leidlich,
 Und ist geht ja der Frühling an.
 Ich leb' indessen nach der Lehre,

Die ich von jenem Schäfer höre,
Der dort im Grünen vor uns liegt,
Ein Weiser sey nie mißvergnügt.

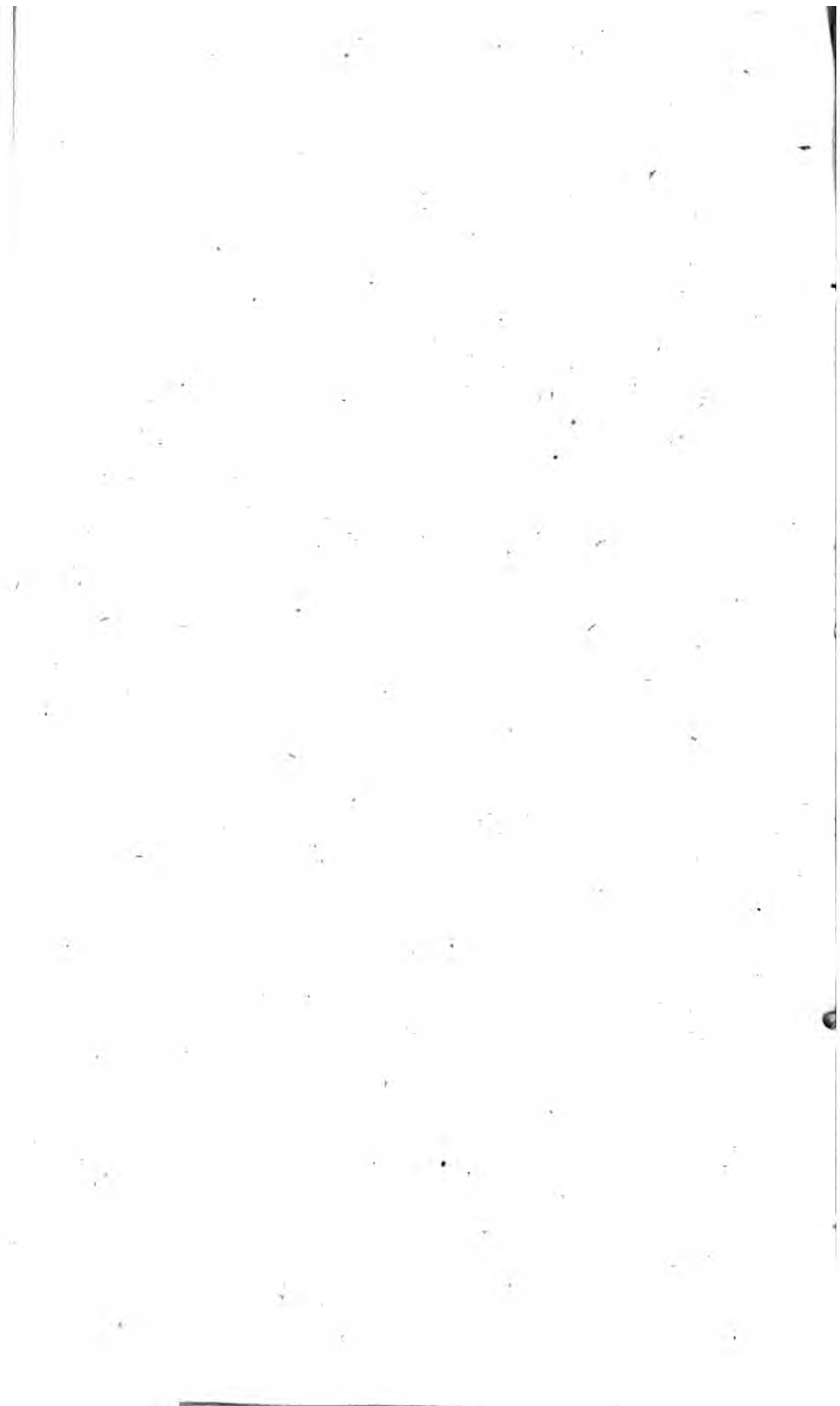
Geh nur, du kleine Nârrinn du!
Ziel der Bescheid aus: das sind Lehren,
Die für die Lerchen nur gehören.
Die Lerche flog dem Schäfer zu,
Und sang ganz heimlich auf der Reise:
Wer fröhlich seyn will, der sey weise.

Merkt, Freunde, was die Lerche spricht,
Und lehrt euch an die Uhus nicht.



F a b e l n.

Zweytes Buch.



Reizt dich ein edler Trieb, nach Art
der alten Weisen,
Dem menschlichen Geschlecht die Tugend
anzupreisen,
So flöß' ihm, soll dein Fleiß nicht ohne
Wirkung seyn,
Zu guten Thaten Lust, vor bösen Ab-
schem ein.
Soll ich die Thorheit fliehn, und mich zur
Weisheit neigen,
So muß dein kluger Mund davon mich
überzeugen,
Wie vor des Narren Thür verdiente Stra-
fen ruhn,
Und Menschen selig sind, die Gutes wil-
lig thun.
Du hast allhier die Wahl von zween ver-
schiednen Wegen:
Der eine Weg ist lang und schwer zurück
zu legen,
Dem Pöbel ganz verhüllt und Weisen
nur bekant;

Dem leuchtete Vernunft, der hier den
 Ausgang fand.
 Der andre Weg ist kurz, bequem und je-
 dem helle;
 Erfahrung heißt der Weg. Sie führt zur
 Wahrheitquelle;
 Von ihr wird, was Natur und ihr Gesetz
 begehrt,
 Durch wirklichen Erfolg von Zeit zu Zeit
 bewährt.
 Weil aber oft Geschicht' und wahres Bey-
 spiel fehlen,
 So stund Äsopus auf, uns Fabeln zu er-
 zählen:
 Äsopus, Samos Schmuck und Phrygiens
 Sokrat,
 Der mehr als eine Schar von sieben
 Weisen that.
 Er fand zuerst die Kunst, durch ein Ge-
 spräch von Thieren
 Das menschliche Geschlecht im Scherz zu
 überführen.
 O Menschen! flieht den Geiz, ruft Thales
 warnend aus:
 Wer goldne Schlösser sucht, verscherzet
 oft sein Haus;
 Wer allzu viel begehrt, hat alles oft ver-
 loren.

So spricht der Philosoph, und predigt tauben Ohren.

Er bringt Beweise vor, und niemand achtet drauf;

Ist aber tritt Aesop, der Fabeldichter, auf.

Hört! hebt er an: Ein Mensch, der Vieh zu halten pflegte,

Hatt' einst ein seltnes Huhn, das täglich Eier legte;

Allein es legte stets von reinem Gold sein Ey.

Er meinet, daß ein Schatz in seinem Leibe sey,

Und würgt das gute Huhn. Wie kurz war seine Freude!

Das Huhn war andern gleich, an Fleisch und Eingeweide.

Ist bist du überzeugt, der Geiz sey nimmer satt,

Und da er mehr begehrt, verlier' er, was er hat.

Nicht Kindern gibt Aesop bloß Fabeln anzuhören:

Er predigt Männern auch, gibt auch den Greisen Lehren;

Und wenn er lächelnd schon der Thiere Thun erzählt,

So redet er von uns, und zeigt was uns
fehlt.

Er gibt uns böß und gut begreiflich an-
zuschauen;

Er redet frey mit uns, und sucht uns zu
erbauen.

Hier malt ein redend Bild die Folgen
unfers Thuns;

Das Beyspiel rührt das Herz, und über-
zeuget uns

Mehr, als nicht Gründe thun, die in ver-
knüpften Schlüssen

Nur die, die sie verstehn, spät überfüh-
ren müssen.

I.

Die Gartenlust.

Ein Knabe, der die Welt, und was dar-
 auf geschah,
 Nur durch das Stubensfenster sahe,
 Und niemals aus dem Hause kam,
 Empfund so große Lust, ein wenig aus-
 zugehen,
 Daß ihn auf wiederholtes Flehen,
 Der Vater endlich mit in einen Garten
 nahm.
 O wie erstaunt das Kind, als es ein Beet
 erblicket,
 Darauf der Flora Wunderhand
 Des Frühlings größten Schatz verwandt,
 Und alles göttlich ausgeschmücket!
 Der Knabe machte sich in die belaubten
 Gänge,
 Auf denen eine ganze Menge
 Verirrter Nachtigallen sang;
 Er kam an einen Fels, allwo von allen
 Ecken

Das Wasser in ein Marmorbecken
Mit silberhellen Wirbeln sprang.
Der Knabe sieht, und meint ein Paradies
zu schauen.

Ach Vater! spricht er, laßt mich hier:
Das ist der Götter Lustrevier;
Ich wünsche lebenslang dieß Gartenfeld
zu bauen.

Wen rührt nicht frommer Kinder Flehn?
Der Vater mußte weiter gehn,
Und ließ den Sohn vergnügt zurück.
Ihm kürzte Lust und Fröhlichkeit
Die angenehme Sommerzeit;
Er lobte täglich sein Geschick.

Bald band er einen Blumenstrauß
Von Rosen, bald von Nelken wieder;
Bald las er sich zur Kost die schönsten
Äpfel aus,
Und legte sich sodann auf grünen Rasen
nieder.

Indessen wuchs das Jahr, die Tage wur-
den klein, SÜNNER 1715.
Der angenehme West zog seinen Odem
ein;

Des Gartens schönster Schmuck, die Ro-
sen und die Nelken,
Begonnen endlich zu verwelken;

Der Nordwind zog dem Baum die Som-
 merkleidung ab;
 Der Winter kam heran, mit ihm die weißen
 Flocken,
 Der Schnee, des grünen Laubes Grab;
 Die Vögel zogen heim, der Quell hub an
 zu stocken,
 Und unser Knab' empfand des Frostes
 Grausamkeit.

Bey dieser kalt' und rauhen Zeit,
 Da ihm schon Hand und Fuß erstarrten,
 Schien ihm der ehemals schöne Garten
 Ein Höllenort, ein Ort der Pein;
 Er wünschte schon heraus zu seyn.
 Indem er nun betrübt und schwach herum
 spazirte,
 So kam der Vater an, der ihn nach Hau-
 se führte.

Dieser Garten ist die Welt,
 Die im Frühling junger Jahre
 Uns mit ihrer bunten Waare
 So ausnehmend wohlgefällt;
 Aber wenn wir älter werden,
 Wenn der Reif das Haupt umzieht,
 So verfliegt die Lust der Erden,

Und zerstiebet in die Luft:
Drum so danke Gott mit Freuden,
Wenn er dich aus diesem Leiden
Wiederum nach Hause ruft.

II.

Der Adler und der Schmetterling.

Ein Sonnenadler, den sein Flug
 Bis an die höchsten Wolken trug,
 Ward durch den Wald von tausend Zungen
 Als aller Vögel Fürst besungen.
 Lob zeugt den Neid: ein Schmetterling,
 Ein kleines, aber stolzes Ding,
 Vermaß sich ohne Scheu dem Adler gleich
 zu fliegen,
 Wo nicht ihm annoch obzusiegen.

Der Adler nahm den Wettstreit an,
 Als man ihm solches kund gethan,
 Und ließ dem Molkendiebe sagen,
 Es morgen früh mit ihm zu wagen.
 Der Adler war schon lange da,
 Eh sein Bestreiter kam, der auf der kur-
 zen Reise
 Auf manches Blümchen flog, und da und
 dorthin sah,
 Nach aller Schmetterlinge Weise.

So kam er an, und gleich darauf
Erhob der Adler sich zu den saphirnen
Höhen.

Der kleine Harlekin rafft sich nun gleich-
falls auf,

Und läßt die bunten Flügel gehen;
Allein er war nicht weit, als schon ein
Wirbel kam,

Der ihn vor aller Augen nahm,
Und rücklings mit herunter brachte:
Es war kein Vogel, der nicht lachte.

Ihr kleinen Dichter, merkt's, und wagt
euch nicht zu viel:

Gebietet eurer Eigenliebe,
Sonst geht's euch wie dem Molkendiebe:
Aus einem Bay wird kein Virgil.

III.

Die zwei alten Weiber.

Die Uhr that in der Nacht eilf Schläge,
Da ging ein altes Weib in einem hohlen
 Wege,
Ein andres altes Weib kam in dem Weg
 heran.
Die Thoren sahen sich für zwey Gespen-
 ster an,
Und stunden starre da, als ob sie Säule
 n wären;
Sie stunden, bis der Morgen kam,
Da jede brummend Abschied nahm.

Wir hindern in der Welt einander mit
 Chimären.

IV.

Die zween Weisen in Peru.

Es sahe Peru einst zween Lehrer,
 Der Sonne brünstige Verehrer,
 Den Ausbund strenger Heiligkeit.
 Ihr Ruhm war gleich im ganzen Süden,
 Ihr Eifer wenig unterschieden,
 Ihr Lehrgebäude himmelweit.

Der eine sah, trotz ihrem Lichte,
 Der Gottheit kühnlich ins Gesichte;
 Sein Auge ging ihr immer nach,
 Die Thränen strömten von den Wangen,
 Und das Gesichte war vergangen,
 Eh er sein Schauen unterbrach.

Der andre glaubt, daß Menschaugen
 Gott auch im Werk zu schaun nicht taugen,
 Noch wie ihn die Natur verklärt;
 Weil die Vernunft im Schließen wanke,
 So sey der wichtigste Gedanke,
 Den man von Gott macht, tadelnswerth.

Um nun die Sonne nicht zu schauen,
So ließ er eine Höhle bauen,
Wohin die Sonne niemals kam.
In dieser ward, bey langer Weile,
Der finstre Heilige, die Eule,
Der Welt, sich und der Sonne gram.

So wurden diese theuren Männer,
Der Sonne würdige Bekenner,
Durch Dunkelheit und Vorwitz blind,
Und lehren, daß in Glaubensdingen
So Dummheit als verwegnes Schwingen
Zwey Mittel der Verblendung find.

V.

Der Becker und die Maus.

Ein Mäuschen, das an einer Semmel
 In eines Beckers Laden fraß,
 Versah's, und nahte sich dem Schemmel,
 Darauf der Meister lauschend saß.

Und sieh! da hatt' er sie beym Felle.
 So, so! Herr Mauskopf, rief er,
 Bist du mein Dieb? Steht auf, Geselle,
 Und holet unsern Kater her.

Ich? sprach die Maus, ein Dieb? das wäre
 Ein Schimpf für mich und mein Geschlecht!
 Gott Lob, ich halte noch auf Ehre:
 Beleidigt nicht das Völkerrecht.

Ich bin ein Fremder, lieber Becker.
 Was Völkerrecht? warf dieser ein,
 Du hast den Tod verdient, du Lecker,
 Du magst Frank oder Schwabe seyn.

Wie? sprach die Maus, wenn ich euch sage . . .
Und was? Was hier geschehen ist.
Der Knecht hat . . . Rede! Dieser Tage
Dein Weib . . . Was hat er sie? Gelüßt.

Der Becker geht dem Knecht zu Leibe;
Er schäumt; er flucht; der Knecht erschrickt,
Die Maus entwischt: Gott helf' dem Weibe!

Wer leichtlich zürnt, wird leicht berückt.

VI.

Der H ä n f l i n g .

Ein H ä n f l i n g , den der erste Flug
Aus seiner Ältern Nester trug,
Hub an die Wälder zu beschauen,
Und kriegte Lust, sich anzubauen:
Ein edler Trieb; denn eigener Herd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König,
Dergleichen Nester gibt es wenig.
Kaum stund das Nest, so ward's verheert,
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bey der Gefahr,
Daß unser H ä n f l i n g auswärts war,
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher seyn.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin,
Und baut' in niedriges Gesträuche,
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche;
Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
Zum andermal davon zu ziehn.

Da baut' er sich das dritte Haus,
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe:
Ein Ort, der in der Ruhe liegt.
Da lebt er noch, und lebt vergnügt.

Vergnügte Tage findet man,
Woferne man sie finden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten.
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sey dein eigener Herr und Knecht,
Dieß bleibt des Mittelstandes Recht.

VII.

Der Hühnerhund.

Des franken Mopses gutes Leben
Begehrt der neidische Bellin,
Bellin, vor dem die Hasen beben,
Das Rebhuhn fällt, die Füchse fliehn.

Da sieht man, wem das Glücke grünet!
Seht, spricht er, diesen Broddieb an:
Zeitlebens hat er nichts gethan,
Doch wird er wie ein Abt bedienet.

Das Brod vom schönsten Weizenkorne
Und Lerchenbrüste nähren ihn;
Seht, wie sich Herr und Frau bemühn!
Da ist Mops hinten, Möpschen vorne.

Ich bin gesund. Was ist mein Dank,
Wenn ich Feld, Busch und Thal durchkrochen?
Des Tages Prügel, Abends Knochen.
Warum bin ich nicht gleichfalls krank?

Es hat, nach des Fontaine Lehren,
Das Glücke zu gewisser Zeit
Die grausame Gefälligkeit,
Der Thoren Wünsche zu erhören.

Bellin ward krank und Mops gesund.
Sobald der Hausherr es vernommen,
So ließ er seinen Jäger kommen,
Und sprach: Erschießt den Hühnerhund.

Der arme Hund erschrak sich heftig,
Als er den Todespruch empfing,
Und dieser Schrecken war so kräftig,
Daß ihm sein ganzes Weh verging.
Er säumte nicht, davon zu scheiden.

Sieh, Neid, wie thöricht du verfahrst!
Du kannst im Elend uns beneiden,
Darin du längst versunken wärst.

VIII.

Die zween Jupiter.

Ein reicher Heide wurde Herr
 Von einem irdenen und goldnen Jupiter.
 Der thönerne hub an sich heftig zu be-
 schweren,
 Man woll' ihn nicht genug verehren.
 So lang ich in dem Hause bin,
 So hab' ich, prüfe dein Gewissen,
 Von kalter Küche zehren müssen.
 Ein wenig Salz und Mehl ist alle mein
 Gewinn;
 Hingegen jenes Herd wird fett vom Opfer-
 blute,
 Die Rosen schmücken ihn, der Wein fließt
 um ihn her;
 Mir aber thust du nichts zu gute:
 Bin ich nicht Jupiter wie er?
 Ein Fürst der Sterblichen und Vater al-
 ler Götter?
 Hab' ich nicht ebenfalls den Donner in der
 Hand?

Weswegen wird der Kern dem stolzen
goldnen Vetter,
Und mir die Hülfe zugewandt?

Herr Thongott! haltet mir's zu Gnaden,
Versezt' der Heide drauf; was habt ihr mir
genüßt?
Verhütet ihr den kleinsten Schaden,
So lang' ihr auf dem Herde sitzt?

Hat denn der goldne mehr gethan?
Hub hier der Göße wieder an.

Gar wenig, sprach der Mann; allein
das Gold ist theuer,
Sein Werth ist groß, und bleibet mir;
Doch eures gleichen kauf' ich hier,
Herr Thongott, zween um einen Dreyer.

Es ward der arme Zeus hierdurch so
aufgebracht,
Daß die Glasur an ihm zerborste.

O wer doch sein Verdienst erforschte,
Oh er durch Bettelstolz sich zum Gelächter
macht!

IX.

Der Vogel Platea und die Reiger.

Der Vogel Platea, nach andern Pe-
 tikan,
 Nach andern Löffelgans (das Thier hat
 viele Namen),
 Griff einst zween volle Reiger an,
 Die aus dem nächsten Wasser kamen,
 Und jagte diesen Herrn die Fische wieder ab,
 Die sie im Teiche weggefangen,
 Und strafte sie dabey, daß sie den Raub
 begangen,
 Da denn ein Wort das andre gab.

O, rief ein Reiger, das ist schände!
 Wir fangen unsre Kost mit Müh,
 Ein fauler Schlemmer speiset sie.
 Hier fiel der Platea ihm troßig in die
 Rede:

Wie? du begehrst noch ungescheut
 Gestohlene Sachen zu behalten?
 Eh soll man euch die Köpfe spalten.

Es lebe die Gerechtigkeit!
Es ward der Raub hierauf von ihm sofort
verzehret.

Dergleichen Vogel wohnt noch ist in
mancher Stadt,
Der ebenfalls, wie der, verschiedene Na-
men hat,
Und die Gerechtigkeit zu seinem Vortheil
ehret.

Man klagt darüber hier und da;
Wer zweifelt, frage nur die Leute.
Er straft die Dieberey, und nährt sich von
der Beute
Als wie der Vogel Plataea.

X.

Die wilden Schweine.

Ein ungeheures wildes Schwein,
Das oft die Winzer rasend machte,
Ging auf den Raub, und brach bey Nacht
In einen reichen Weinberg ein.
Es ward der Berg durchwühlt; da ging
in einer Stunde
Der Schweiß des ganzen Jahrs zu Grunde.
Der Eber fand hierauf für gut
Sich weiter umzusehn. Seht, was der
Zufall thut!
Des Winzers Hütte stehet offen,
Der Winzer selber schlief besoffen:
Ein neues Glück für ihn. Der Trunk
schmeckt auf die Kost.
Der Eber fand ein Faß voll Most;
Er tunkt den Rüssel ein: o das sind Göt-
terfäfte!
Hilf, Bacchus, hilf! Wie schlorft das
Schwein,
Und schluckt das Öhl der Trauben ein,

Schluckt, und verfaßt Gehirn und Kräfte!
 Es taumelt hin und her, fällt zu der Thür
 hinaus,
 Kommt wieder in den Wald, stößt sich an
 alle Bäume;
 Es stolpert, grunzt und schnaubt, und thut,
 als ob es träume.
 Es hört's sein Weib, die Sau, und läßt
 ihr sumpfsicht Haus;
 Die ganze Freundschaft folgt. Das Schwein
 wühlt in der Erde,
 Haut nach der Mutter und dem Sohn.
 Flieht, Kinder, sprach die Sau, eh eins
 beschädigt werde!
 Die Schweine folgten ihr, und flohn.
 Der Trunkenbold fiel ohne Sorgen
 In Schlamm, und schlief bis an den
 Morgen,
 Vom Morgen bis den Mittag drauf;
 Da stund er ganz gelassen auf,
 Und wollte, wie zuvor, sich seiner Freundschaft
 nahen.
 Da kommt das tolle Schwein! schrie die
 erschrockne Schar.
 Sie flohn das gute Schwein, ob es schon
 nüchtern war,
 So bald sie es vom weiten sahen.

Ihr dummen Sauen ihr, wie daß ihr
euch nicht schämt?

O wenn ihr unter Menschen kämt,
Ihr würdet, ohne weit zu gehen,
Dergleichen Tolle häufig sehen.

XI.

Der junge Kater.

Der Ausbund eines schönen Katers,
 Den Muth und Alter mündig sprach,
 Bekam die Würde seines Vaters,
 Und stellte Mäus' und Ratten nach.
 Er folgte der gemeinen Weise:
 Des Räubers Sohn wird gern ein Dieb,
 Das Wölfchen fühlt des Wolfes Trieb,
 Ein junger Kater wünscht sich Mäuse.

Es that der junge Herr so feck
 Als wie ein andrer Skanderbeg;
 Sein Hirn war voller Mäus' und Ratten,
 Die seine Klauen noch nicht hatten.
 Wer ihn gesehen haben mag,
 Der hätte wirklich sollen schwören,
 Dieß sey der Mäuse jüngster Tag,
 Die sich auf Deutschlands Boden nähren.

Die dunkle Nacht bezog das Land,
 Der Thau wusch die bestaubten Fluren,
 Als unser Held noch keine Spuren
 Des längstgesuchten Wildprets fand.
 Das Warten löschte sacht und sachte
 Des Katers erstes Feuer aus;
 Er sah und hörte keine Maus:
 Ein Ding, das ihn verdrießlich machte.

Er saß und pugte sich das Kinn,
 Da schlich ein Wiesel bey ihm hin.
 Was suchst du? sprach der Kater leise.
 Ich suche, war die Antwort, Mäuse.
 O weh! soll ich mein Bischen Brod,
 Fing Murner heimlich an zu heulen,
 Mit einem schlimmen Wiesel theilen,
 So leid' ich endlich selber Noth.

Auf bessere Kundschaft sich zu legen,
 Kroch er bis auf das Scheuerndach;
 Da flog ihm Jungfer Eul' entgegen.
 Schatz! fragt' er, bist du auch noch wach?
 Ja, sprach das schleyrichte Gesichte;
 Ich warte hier auf ein Gerichte,
 Auf einen guten Abendschmaus.
 Auf was denn, Kind? Auf eine Maus.

Die Antwort ärgerte den Kater.
 Er steigt herab, sieht auf den Mist;
 Da ist ein Igel, der was frisst.
 Viel Glück zur Mahlzeit, alter Vater!
 Was schmeckt dir denn allhier so gut?
 Ein Mäuschen, sprach er, ist mein Essen.
 Ey, daß du müßtest Kohlen fressen!
 Gedachte jener voller Wuth.

Hier, seufzt' er, ist nichts mehr zu naschen;
 Fort, auf das Feld! vielleicht kann ich
 Noch eine dicke Feldmaus haschen.
 Mit dieser Hoffnung stärkt' er sich.
 Er kam aufs Feld, und traf im Gehen
 Den Fuchs voll Zorn und Rachgier an;
 Aus Neugier blieb der Kater stehen,
 Und sprach: Wer hat dir was gethan?

O! ließ der Fuchs sich fluchend hören,
 Ich wußt' ein volles Mäuseloch,
 Und dachte diesen Abend noch
 Es mit Vergnügen auszustören;
 Doch als ich in dem Walde bin,
 So geht der Schelm, der Sperber, hin,
 Und leert, so geht's mir, das Geniste—
 Daß er davon zerbersten müßte!

So bald der Kater mit Verdruß
Des Fuchses letzte Worte hörte,
So wandt' er traurig Kopf und Fuß,
Damit er stracks nach Hause lehrte.
Ach! sprach er, wenn so viele sind,
Die nach dem Mäusefleische streben,
Was hoff' ich noch, ich armes Kind,
Von diesem Handwerk auch zu leben?

Indem er also bey sich dachte,
So fing er eine Maus im Gehn,
Die ihn auf die Gedanken brachte,
Den Mäusen dennoch nachzustehn.
Er that im kurzen Geldenthaten;
Die Praxis macht' ihn dick und fett:
Es ging ihm, unter uns geredt,
Als wie den jungen Advokaten.

XII.

Der Kapaun und das Huhn.

Es machte sich ein junges Huhn
 Und ein Kapaun, bey großer Hitze,
 Zu einer nah gelegnen Pfütze,
 Um einen guten Zug zu thun.
 Es hatte der Kapaun die Schwachheit
 des Narcissen,
 Daß er, sich zu beschn, gern an das
 Wasser ging.
 Ein Spiegel ist ein köstlich Ding,
 Wie Junggeselln und Jungfern wissen.
 Die Pfütze war so ziemlich klar,
 Und alles, was am Ufer war,
 Erschien und malte sich auf ihrer glatten
 Fläche.
 Auf dieser konnte sich der prächtige Ka-
 paun
 In seinem vollen Puse schaun;
 Hier sah und liebt' er seine Schwäche.

O Jungfer, seht ein bischen her,
So sprach der Stuzer zu der Henne,
Und saget mir nur ungefähr,
Ob ich nicht artig heißen könne?

Herr! sprach das lose Huhn, das muß
ich euch gestehn,
Ihr seyd gepugt und wunderschön;
Die Federn stehn euch gut, ihr seyd ge-
schlank vom Leibe;
Nichts fehlt euch weiter als ein Kamm,
So nähm' ich euch zum Bräutigam:
Ihr habt zu viel von einem Weibe.

XIII.

Der Esel und die Dohle.

Ein Esel mochte lustern seyn,
Und wollt' auf öffentlichen Gassen
Sein lieblich Stimmchen hören lassen;
Er hub abscheulich an zu schreyen.
Die, so daselbst vorüber gingen,
Berwünschten, schimpften ihn dafür.
Pfui, sagte man, das garst'ge Thier!
Es brüllt, daß uns die Ohren klingen.

Nur eine Dohle saß dabey,
Die das ertödtende Geschrey,
Das alle Welt mit Recht verfluchte,
Allein bewunderte und nachzumachen
suchte.

Ein Narr trifft allemal noch einen größ-
fern an,
Der ihn nicht genug bewundern kann.

XIV.

Der Wandersmann

und

die Sonnenuhr.

Bey einer Sonnenuhr blieb einst ein
Wandrer stehn ;
Die Morgensonne schien , die Uhr wies
auf halb achte.
Der Mann sprach : Es ist früh , ich will
bis Mittags gehn .
Indem er sich darauf bedachte ,
So kam ein dickes Wolkenheer ;
Die Sonne ward verhüllt . Der Wanders-
mann sah wieder
Nach seiner Sonnenuhr , und rieb die
Augenlieder :
Die Uhr wies keine Stunden mehr .

O , sprach er , falsches Ding , das an das
Glück sich bindet !

Hinweg mit einem solchen Freund ,
Der mich so lange kennt , als mir die Sonne
scheint ,
Und wenn sie nicht scheint , mir verschwin-
det !

XV.

D e r R h e i n .

Der alte Rhein beschloß, der Währ-
 mann deutscher Grenzen,
 Die Zahl der Männer zu ergänzen,
 Und suchte sich ein Ehemahl.
 Die schönste Nymphe traf die Wahl,
 Ein Keis aus einem edlen Hause.
 Der graue Bodensee, die Mosel und die
 Aar,
 Der Neckar nebst dem Main, der Bräut-
 gamsführer war,
 Erschienen nach Gebühr, und tanzten auf
 dem Schmause.
 Das Schilf ward ungefähr zum dritten-
 male grün,
 Als die beglückten Ehegatten
 Ein Kleeblatt schöner Kinder hatten.
 Der Vater sparte nichts, sie löblich zu
 erziehn,
 Und liebte sie mit Recht als seines Hau-
 ses Säulen.

Die Liebe gab ihm ein, sein großes Was-
ferreich.

Mit seinen Söhnen gleich zu theilen;
Sein Herz ward ihm vor Freude weich.

O Ehre! drey erwachsne Söhne,
Die aus des Vaters Schooß mit brüllen-
dem Getöne
Ins Meer als große Ströme ziehn!
Ein Reiz, der unserm Rhein unüberwind-
lich schien.

Er macht die Jünglinge zu Flüssen,
Gibt einem jeden seinen Strich,
Den sie mit Macht durchströmen müssen;
Er gibt, schenkt, und erschöpft sich,
Bis daß sein eigener Strom dadurch so
abgenommen,
Daß er mit großer Noth sich an der See
hinschlich,
Allwo er einem Graben glich.

Es ging dem guten Rhein wie Ludewig
dem Frommen.

XVI.

Der Weise und der Alchymist.

Gesund und fröhlich, ohne Geld,
Lebt' einst ein Weiser in der Welt.

Ein Fremder kam zu ihm, und sprach:
Auf meinen Reisen
Hört' ich von deiner Redlichkeit;
Du bist ein Phönix unsrer Zeit.
Nichts fehlt dir als der Stein der Weisen.
Ich bin der Trismegist, vor dem sich die
Natur
Stets ohne Schleier zeigt; ich habe den
Merkur,
Dadurch wir schlechtes Bley in feines
Gold verkehren;
Und diese Kunst will ich dich lehren.

D drey mal größter Trismegist!
Versezt' der Philosoph, du magst nur wei-
ter reisen.
Der ist kein Weiser nicht, dem Gold so
schätzbar ist:
Vergnügt seyn ohne Gold, das ist der
Stein der Weisen.

XVII.

Das Reichsgericht der Thiere.

Der Thiere Häupter machten Friede,
 Des innerlichen Krieges müde,
 Doch mit Bewilligung des thierischen Ge-
 schlechts
 Und Vorbehalt jedweden Rechts.
 Ein Reichsgerichte soll, was streitig blieb,
 entscheiden;
 Man willigte darein mit Freuden.
 Die Schlang', ein kriechend Thier, ward,
 weil ihr Biß bekannt,
 Zum Reichs-Schuldheißnamt ernannt.
 Beyfizer waren Murmelthiere;
 Wenn einer wachte, schliefen viere.
 Schildkröten von bewährter Treu
 Verwalteten die Kanzelley.
 Die Schnecken wurden Advokaten,
 Die hundertjäh'ge Fristen baten.
 Man sagt, daß dieß Gericht nie jemand
 Unrecht that,

Und daß von seinem Spruch nie jemand
appellirte;

Denn eh der Reichs-Schultheiß ein Ur-
theil publicirte,

Verstarb Parthey und Advokat.

XVIII.

D e r M a l e r .

Ein alter Maler ward halb blind,
Und wie die alten Maler sind,
So mocht' er dennoch gern Gemälde sehn
und richten;
Denn den gewohnten Trieb kann bloß der
Tod vernichten.
Einst sah er in dem Vatikan *
Das Kunststück Raphaels, das Bild des
Schöpfers, an,
Wo uns die Majestät des, der die Welt
regieret,

* Raphaël a représenté le Pere Eternel dans le dernier tableau de la premiere Loge avec une Majesté, au-dessus de l'humaine. Il n'inspire pas une simple vénération: il imprime une terreur respectueuse. *Réflexions critiques sur la poésie et la peinture, par l'Abbé du Bos, Tom. II. Sect. V.*

Mit einem heil'gen Schauder rühret.
Der Maler sah es an, und schüttelte
den Kopf.

Euch um mich Stehenden muß ich doch
was entdecken:
Der Raphael, sprach er, das war ein
schlechter Tropf;
Sein Kunststück hat zween große Flecken.

Nein! Freund, wir werden nichts ge-
wahr,
Antwortete man ihm; du aber hast den
Staar,
Die Flecken sind in deinen Augen:
Des Blinden Urtheil kann von Farben
gar nichts taugen.

XIX.

Die Fische.

Der Hochmuth kam einmal ins Meer,
 Und fuhr den Fischen in die Köpfe;
 Es war vom Blackfisch bis zum Stör
 Kein so geringes Seegeschöpfe,
 Es wünschte was zu seyn. Des Fischmon-
 archen Haus
 War damals voller Supplikanten;
 Die meisten wirkten sich besondre Titel aus,
 Darinnen sie sich selbst verkannten.
 Dem Stockfisch kam der Rang zu allerlezt
 in Sinn;
 Er schwamm zum Wallfisch hin, und klag-
 te nach der Länge,
 Daß Stockfisch schlechtweg künftighin
 Ein wenig zu verächtlich klänge.
 Nein! Stockfisch sollst du ferner seyn,
 Fiel ihm der Fische König ein;
 Doch hast du dich des Rangs noch über
 Stör und Hayen
 Auf ewig künftig zu erfreuen.

Begnügt schwamm er davon. Der Ruf
durchdrang das Meer,
Und kurz darauf erschien ein Supplikant-
tenheer:

Die Fische drängten sich bey Hanfen,
Den Stockfischtitel zu erkaufen.

Räumt erst dem Esel Würden ein,
Und lasset ihn den Sack zum Ehrenzeichen
tragen,

So will ein jeder Esel seyn:
Man wird sich um die Säcke schlagen.

XX.

Der Priester und der Kranke.

Es rasten Pest und Tod in einer großen Stadt;
Die Priester wurden heisch, die Todtengräber matt:
So wuchs der Kranken Zahl, so häuften sich die Bahren.
Geschlechter starben aus, viel Junge vor den Jahren,
Viel Alte, doch nicht gern: das sahe kläglich aus.
Einst kam ein Ordensmann in ein gewisses Haus:
Hier lag ein kranker Greis, und stritt mit seinem Ende;
Sein Pfuhl war mürbes Stroh, sein Hüter kahle Wände,
Zwo Sägen und ein Beil sein ganzes Saab' und Gut.
Mein Freund! hub jener an, faßt einen frohen Muth:

Der Kerker dieser Welt wird euch nun
 aufgeschlossen,
 Wo ihr der Wehmuth viel und wenig
 Lust genossen.
 Verzeiht! antwortete der arme franke
 Mann,
 Ich habe gut gelebt, so weit ich denken kann.
 Mich quälten weder Neid, noch Haß, noch
 Nahrungsforgen:
 Mein Werkzeug, das hier liegt, erwarb
 mir alle Morgen
 Des Tages Unterhalt. Von Schulden war
 ich frey,
 Gesund, mein eigener Herr: was fehlte
 mir dabey?
 Der Pfarrer wußte nicht, was er geden-
 ken sollte;
 Doch fragt' er, ob er denn auch gerne
 sterben wollte?
 Warum nicht? sprach der Greis, da, wie
 ihr sehen könnt,
 Mir Gott so lange Zeit des Lebens Lust
 gegönnt?
 O möchten Groß und Klein des Alten
 Lehre fassen!
 Wer sich begnügen läßt, lebt fröhlich,
 stirbt gelassen.

XXI.

Jupiter und die Winde.

Dem Jupiter fiel ein zu reisen.
Wohin? Wohin, als in die Welt.
Er sprach: Der Augenschein mag weisen,
Wie die Natur mein Recht bestellt.
Kein Schwanenkleid verbarg die Glieder,
Kein goldner Thau fiel mit ihm nieder,
Kein Nebel macht' ihn unsichtbar:
Er zeigte sich so, wie er war.

Aus seiner Rechten strahlen Blitze,
Die Linke schmückt ein goldner Stab,
Ein Adler dienet ihm zum Sitze:
So fährt er auf die Erd' herab.
Es hub sich alles an zu regen,
Die Nymphen sangen ihm entgegen,
Die Faunen tanzten vor ihm her,
Die Erde jauchzt', es horcht' das Meer.

Ihr Brüder! rief ein Fürst der Winde,
 Der Götter Haupt kehrt bey uns ein,
 Und alles liegt voll Staub: geschwinde!
 Die Straßen müssen sauber seyn.
 Wohlan! laßt uns die Backen füllen,
 Sub Bruder Sturmwind an zu brüllen;
 Es merke Zeus, daß auch kein Heu
 In einem klugen Windkopf sey.

Sie fahren stracks wie wilde Drachen
 Durch Süd und Nord, durch Ost und West,
 Um Weg und Bahne rein zu machen,
 Durch die der Gott sich fahren läßt.
 Ihr Blasen füllt die Luft mit Staube,
 Mit Dünsten, Sand und dürrem Laube;
 Ein schwarzer Dampf bezog das Land;
 Es wurde Nacht, und Zeus verschwand.

Seht doch der falschen Weisheit Früchte!
 Rief der erzürnte Zeus allhier:
 Eh ihr erscheint, war alles lichte;
 Wer macht den Staub, als eben ihr?
 Er winkt und droht den tollen Winden,
 Und Staub und Finsterniß verschwinden.
 Zur Befrung schreite mit Bedacht,
 Weil Sturm oft übel ärger macht.

XXII.

Der Maulwurf.

Ein Maulwurf, der durchaus ein Weiser heißen wollte,
Warf vor Betrachtungen, darin er sich
verlor,
Fast keinen Haufen auf; er schloß auch
noch zuvor
Die Augen zu, daß ja ihn nichts zerstreuen
sollte.
Die Nachbarn nöthigten einst diesen Sonderling,
Mit ihnen einmal auszufahren;
Und da geschah's, da ihm die Augen offen
waren,
Daß er ein Quittchen fand, das noch am
Zweige hing.
Er rief dem einen zu, der ihm erklären
mußte,
Was dieses Ding wohl sey, und hörte den
Bericht
Verächtlich an, und sprach: Man wundre
sich nur nicht,

Daß ich es nicht zu nennen wußte.
 Ein weiser Denker, der sich in sich
 vergift,
 Kann so gemeines Zeug nicht in dem Ko-
 pfe tragen;
 Doch will ich euch dafür ist eine Wahr-
 heit sagen,
 Die allen ein Geheimniß ist.
 Was hilft's, daß ihr den Noth stets durch
 einander werfet?
 Glückselig ist, wer in der Ruh
 Die Kräfte des Verstandes schärfet.
 Jedoch genug hiervon! Hört zu.
 Der runde Klob, den ihr mit eine Quitte
 nennet,
 Hängt selber an des Zweiges Fuß;
 Der Zweig hat einen Riß, wie ihr hier
 sehen könnet:
 So folgt, daß er an was gehangen haben
 muß.
 Der Zweig ist stark, das Ding hingegen
 Daran er hing, muß stärker seyn,
 Sonst hätt' es ihn nicht tragen mögen;
 Dieß Stärke hängt vielleicht an einem an-
 dern fest,
 So annoch stärker ist, wie sich leicht schlie-
 ßen läßt;
 Dieß hängt vielleicht an einem dritten,

So stärker, als die zwey zugleich sammt
Zweig und Quitten.

Hieraus mach' ich den Schluß: es können
Zweige seyn,

Die annoch dicker sind als unser drey
vom Leibe.

So warte, bis man dir, fiel ihm ein an-
drer ein,

Die Schuppen von den Augen reibe.

Du Wurm! machst du so großen Wind,
Und weißt noch nicht, daß Bäume sind?

XXIII.

Der Satyrenschreiber.

Es setzte sich ein Dichter hin,
 Und schrieb ein ganzes Buch Satyren.
 Der Pöbel sprach davon nach seinem Ei-
 gensinn;
 Es hieß: ein jeder Thor will jetzt philoso-
 phiren;
 Seht diesen neuen Elihu!
 Er wird die Türken noch befehren.
 Das Strafamt kommt dem Priester zu:
 Man wird's zu rechter Zeit schon von der
 Kanzel hören,
 Wer sich an seiner Pflicht versäumt.

Hört, sagte der Poet, was thut ihr denn
 so spröde?
 Der Priester predigt euch in ungebundner
 Rede,
 Und meine Predigt ist gereimt.
 Zum Lehramt steigt man durch unter-
 schiedne Stufen:

Ich durch die Poesie, ein anderer neben
mir

Durch seine Redekunst. Wer hat dich denn
berufen?

Ach, ihr bedenkt es nicht, ihr guten Kin-
der ihr!

Wer den Beruf erwarten wollte,
Ich glaube, daß er wohl Zeitlebens war-
ten sollte.

Der Trieb, den Gott in jedem schuf,
Ist sein natürlicher Beruf.

XXIV.

Des Vulkanus drey Ehen.

Vulkanus traf den Mars daselbst von
 neuem an,
 Wo er ihn ehedem in einem Netze haschte,
 Als er verbotne Früchte naschte;
 Nie hatt' ihm, wie man sagt, der Kopf
 so weh gethan.
 Beym Styge! rief er aus, ich will das
 Ding nicht leiden.
 Man stellt' ihm Höll' und Himmel vor:
 Umsonst: der Grimm verschloß sein Ohr,
 Er ließ sich von der Venus scheiden.

Ein Gott der Schmiede kann nicht lan-
 ge Wittwer seyn;
 Die Eris trat an Venus Stelle.
 Vulkanus fiel zu seiner Pein
 Bym Fegefeuer in die Hölle.
 Der Eris Antwort fing sich stets von
 Aber an,
 Nein! war das Schlußwort ihrer Rede;

Aus ihrem Munde wuchs der Zwiespalt
 und die Fehde,
 Nichts war ihr möglich zu bejahn.
 Er hatte kaum geredt, so strafte sie ihn
 Lügen;
 Er schwur, daß er's gesehn; sie sprach:
 Die Sinne trügen.
 Er sagte Ja, sie Nein. Das schadet: Im-
 merhin!
 Das war ein rechter Eigensinn.

Vulkanus ward des Dinges müde;
 Und als sie ihm das Widerspiel
 Einst allzu heftig hielt, nahm er den Ham-
 merstiel,
 Und jagte sie aus seiner Schmiede.

Der guten Dinge gibt es drey:
 Die Echo ward von ihm zur dritten Frau
 erlesen,
 Die ihrer Jungferschaft schon lange gram
 gewesen.
 Vulkanus war vergnügt dabey.
 Was er für gut befand, das lobte sie zur
 Stunde,
 Rein Aber kam aus ihrem Munde;
 Sie wiederholte nur, was ihr Vulkan
 befahl.

Er pffiff, sie auch; er fluchte, sie fluchte.
 Ich dächte, sprach der Mann: Ich dächte,
 rief sie nach.

Ja! rief er: Ja! rief sie. Kurz, wie er's
 auch versuchte,

So sprach die Echo doch, was ihr Vul-
 kanus sprach.

O, seufzt Vulkan zulezt, Kind! sprichst du
 denn zu allem

Sonst weiter nichts als Ja? Ja, fiel die
 Antwort, ja.

Hilf, Himmel! sist der Knoten da?

Das heißt aus Hiß' in Frost gefallen.

Die Eris quälte mich mit Nein,

Und die will mich mit Ja vergeben.

Geh fort, du Affe, du! ich will alleine
 leben.

Du Affe! sagte sie, und ließ den Mann
 allein.

So fügt das Glücke nicht den Freyern
 überall:

Der zeugt mit seiner Frau nicht Kinder
 seines Leibes,

Der freyt ein böses Weib, und mancher,
 statt des Weibes,

Nur einen schönen Wiederhall.

XXV.

Sokrates und der Wittwer.

Das frömmste Herz, der schönste Leib,
Das inniglich geliebte Weib
Wird ihres jungen Mannes Küssen
Durch einen frühen Tod entrissen.
Untröstlich über den Verlust
Zückt er den Dolch auf seine Brust;
Gehindert von getreuen Händen
Zerstößt er sich die Stirn an Wänden.
Kaum zähmen Bande seine Wuth,
Daß er sich nicht ein Leid anthut.
Auf Bitte wird er losgebunden;
Allein vom Schmerz ganz überwunden,
Begibt er sich zu dem Sokrat,
Und bittet flehentlich um Rath.

Ach! sprach er, Weisester auf Erden,
Kann meiner Noth geholfen werden?
Ich soll nicht sterben, da das Licht
Mir dennoch tausend Geißeln slicht.

Der Weise schlug die Augen nieder.
Kommt, sagt' er, nach acht Monden wieder.
Ja, nach acht Monden! welche Zeit!
Da hatt' er wiederum gefreht.

F a b e l n.

Drittes Buch.



Wer klüglich Fabeln schreibt, der folgt
Aesopus Spur,
Er bessert durch ein Bild, und lehrt durch
die Natur,
Singt von unglaublichen und nie gescheh-
nen Dingen,
Um, was wir täglich sehn, im Gleichniß
vorzubringen;
Er greift das Laster an, und schont der
Thorheit nicht,
Macht diese lächerlich, straft jenes ins
Gesicht;
Er geht von Stand zu Stand, warnt bey-
derley Geschlechter,
Steigt zu den Fürsten auf, und nieder zu
dem Knechte;
Er lehret Kind und Greis, den Bürger
und den Held,
Schätzt Klugheit Kronen gleich, die Zu-
gend über Geld,
Und manche Wahrheit wird von ihm ans
Licht gezogen,

Die alle längst gewußt, und keiner recht
erwogen.

Die Muse, die ihn führt, haßt Stolz und
Niedrigkeit,

Stroßt nicht von Flittergold, und trägt
kein Lumpenkleid;

Sie flieht der Fürsten Pracht, und meidet
Frost und Blöße;

Sie lärmt und donnert nicht, tritt nicht
in Rießengröße,

Jedoch als Göttinn auf, und läßt die Tho-
ren gehn,

Die ohne Phöbus Geist sich stolz als Dich-
ter blähn,

Und bald von kindischen und eiteln Mähr-
chen träumen,

Bald Meistersängern gleich nur eine Rede
reimen.

I.

Die Zauberinn.

D Fotis! lebe wohl, ich sterbe.
Mein Schatz ist dieses Zauberbuch;
Das ist mein Gut, du bist der Erbe,
Du bist es ohne Widerspruch.
Nimm es, und lies: die Welt wird zittern,
Der Abgrund fliehn, der Himmel wittern,
Sprach Pamphile, die Zauberinn,
Zu ihrer Magd, und fuhr dahin.

Die Fotis nahm die Zauberschriften,
Und ward dadurch bald fürchterlich:
Sie rief die Leichen aus den Gräften,
Sie trieb die Ströme hinter sich;
Durch ihren Spruch versetzt' sie Berge,
Macht Stein' aus Volk, aus Riesen Zwerge.
Thessalien sang' ohne Schen,
Daß Fotis eine Göttinn sey.

Der Ruf erhebt sie zur Sybille:
 Man glaubt, vor ihr sey nichts versteckt,
 Der Menschen Thun, der Götter Wille.
 Sey vor ihr klar und aufgedeckt.
 Vom Nil und Ganges, von den Meeren
 Kommt Volk, der Fotis Spruch zu hören;
 Der Stuhl, darauf die Weise sprach,
 Gab Delphens Dreyfuß wenig nach.

Was ganze Völker göttlich nannten,
 Schien einem einz'gen Schäfer nichts:
 Olint, den sieben Herden kannten,
 Hielt es für Blendwerk des Gesichts.
 Berwegner Schäfer! bleib in Schranken:
 Die Fotis straft auch die Gedanken,
 Die ihrer Ehre schädlich sind;
 Schlägst du der Zaubrer Zorn in Wind?

Umsonst, Olint ist nicht zu zwingen.
 Der Fotis Langmuth macht ihn kühn;
 Er will sie um die Ehre bringen,
 Und es gelingt ihm sein Bemühn.
 Es sey nun ein betrübt Geschicke,
 Es sey, daß dieses Schäfers Tücke
 In Fotis Buch vergessen war,
 Die Kunst ward endlich offenbar.

Dort, wo in Tempe's Lustgehölzen
 Zwölf Bäche sich in gleicher Eil
 Von Pelions Gebirgen wälzen,
 Entdeckt sich einer Höhle Theil.
 Die Felsen stützen sie wie Mauren;
 Sie war des klügsten der Centauren,
 Des weisen Chirons, Aufenthalt
 Und viel Olympiaden alt.

Hier lag und schlief in dunkler Stille
 Die allzu sichere Zauberinn;
 Ihr Buch, das Leibbuch der Sibylle,
 Warf sie unachtsam bey sich hin.
 Sie schläft; Dlint wacht ihr zum Schaden,
 Kommt im Gesicht der Dreaden,
 Durchsucht der Fotis ödes Haus,
 Und holt das Zauberbuch heraus.

Es sammeln sich der Hirten Töchter
 Aus Neugier all' um den Dlint,
 Und dieser zeigt mit Hohngelächter,
 Wie eitel Fotis Künste sind.
 Man machte mit dem Zauberbuche
 Sofort selbst allerley Versuche,
 Und fand, daß es theils Gaukeley,
 Theils Wirkung der Naturkunst sey.

Die Wahrheit besser zu ergründen,
Wird Fotis endlich selbst besucht.
Man siehet sie die Hände winden,
Man hört, daß sie dem Glücke flucht.
Man lacht, und sie beschwört die Götter
Umsonst zu Tilgung ihrer Spötter:
Sie ward der Kinder Zeitvertreib,
Ein Spott des Volks, ein schwaches Weib.

Dieß sag' ich allen kleinen Geistern:
Auch ihr sucht durch gelehrten Dunst
Der Welt die Augen zu verkleistern,
Als wärt ihr Zaubrer in der Kunst.
Excerpta, Lexika, Register,
Die Konkordanz bey manchem Priester,
Das ist der Quell des großen Lichts:
Nimmt man euch die, so könnt ihr nichts.

II.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich treff-
lich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen scharenweise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es
zu geschehn.
Da hieß es allemal: Uns freut von gan-
zer Seele
Dich hier zu sehn, und nun: Erzähle!

Was ward da nicht erzählt? Hört, sprach
er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Suro-
nen ist:
Fif hundred Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Bensammen fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund
wird naß gemacht;

Es könnten um sie her die Donnerkeile
 blißen,
 Zwey Heer' im Kampfe stehn, sollt' auch
 der Himmel schon
 Mit Krachen seinen Einfall drohn,
 Sie blieben ungestöret sitzen;
 Denn sie sind taub und stumm. Doch läßt
 sich dann und wann
 Ein halbgebrochener Laut aus ihrem Munde
 hören,
 Der nicht zusammen hängt, und wenig
 sagen kann,
 Ob sie die Augen schon darüber oft ver-
 kehren.
 Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite
 stehen;
 Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
 So pflegt man öfters hinzugehen,
 Daß man die Leute sitzen sieht.
 Glaub, Brüder! daß mir nie die gräß-
 lichen Geberden
 Aus dem Gemüthe kommen werden,
 Die ich an ihnen sah: Verzweiflung, Ra-
 ferey,
 Boshafte Freud' und Angst dabey,
 Die wechselten in den Gesichtern.
 Sie schienen mir, das schwör' ich euch,

An Wuth den Furien, an Ernst den Söl-
lenrichtern,
An Angst den Missethättern gleich:

Allein, was ist ihr Zweck? so fragten
hier die Freunde;
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der
Gemeinde?
Ach nein! So suchen sie der Weisen Stein?
Ihr irrt.
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck
finden?
Nein! So bereun sie alte Sünden?
Das ist es alles nicht. So sind sie gar
verwirrt;
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn?— Sie
spielen.

III.

Der Krokodil und das Meerpferd *.

Die Bosheit herrscht auf diesem Kunde
 In Wassern wie auf trockenem Grunde;
 Was Berg und Thal und Wald beklagt,
 Das geht im Fluß und Meer nicht besser:
 Man sieht die Kinder der Gewässer
 Gedrückt, verfolgt und wohlgeplagt.
 Es stieg aus den verborgnen Tiefen
 Manch Ungeheuer in die Höh':
 Es naht der Erde, Riesen liefen;
 Es wich, und es erschrak die See.
 Die Ufer wissen nebst den Höhlen
 Von ihrem Grimme zu erzählen;
 Des aufgesperreten Rachens Kluft
 Ist so der Fisch' als Menschen Gruft.
 Zu seinem Ruhm, der Welt zur Plage
 Erschuf der Älteste der Tage

* Ich habe das Meerpferd, Hippopotamus genannt, statt des Stören erwählt, weil jenes, aber nicht dieser in dem Nile gefunden wird.

Den ungeheuren Krokodil,
Des Meeres Furcht, der Erde Schrecken,
Den feste Panzerschuppen decken,
Den Wüthrich in dem breiten Nil.

Einst lag das Unthier an dem Strande
Des Stroms gestreckt, und dörrete sich
Den feuchten Kanzen säuberlich
In der Aegypter tiefem Sande.
Ein armes Kind, das noch nicht viel
Von diesem Ungeheuer wußte,
Und sich dem Flusse nähern mußte,
Kam aus Versehen zum Krokodil.
Sofort war dieser auf den Beinen,
Und biß ihm das Genick entzwey.
Doch, glaubt ihr, daß es möglich sey?
Der Krokodil fing an zu weinen.

Ein Meerpferd, daß seit langer Zeit
Entfernt von aller Eitelkeit
In seiner Höhle ruhig lebte,
Und sich der Einsamkeit bestrebte,
Kam gleich dazu, und sah mit Lust,
Wie dieser Mörder sich betrübte.

Ach, dieses hab' ich längst gewußt,
Daß dich der Himmel annoch liebte!

Hub dieser Meerapostel an.
Mein Bruder, das ist wohlgethan!
Bedaure du nur dein Verbrechen,
Und weine ferner Tag und Nacht,
Daß du dieß Kindlein umgebracht,
So wird die Vorsicht es nicht rächen.

Da wär' ich so ein Thor wie du!
Schrie ihm der Neubekehrte zu;
Erspare künftig deine Lehren.
Der Junge macht mich noch nicht satt,
Weil er kein Fleisch am Kopfe hat:
Das ist die Ursach meiner Zähren.

Ihr frommen Seelen, traut des Heuch-
lers Thränen nicht;
Denn was er mit dem Munde spricht,
Das läugnet er in seinem Herzen:
Sein Auge weint, und die Gedanken
scherzen.

IV.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die
Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann; die
Wittwe freyte wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.
Sechs Sommer sind vorbey, als es im
Dorfe brannte;
Der Knabe war damals gerade sechzehn
Jahr,
Da man, wiewohl er schon ein großer
Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.
Nunmehr drasch Töffel auch mit in der
Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz; da trat er einen
Dorn
Sich in den linken Fuß: man hörte von
den Bauern
Den kleinen Töffel sehr bedauern.

Zuletzt verdroß es ihn; und als zur Kirch-
 meßzeit
 Des Schulzen Hadrian, ein Zimmer-
 mannsgefelle,
 Ihn: Kleiner Töffel! hieß, hatt' er die
 Dreistigkeit,
 Und gab ihm eine derbe Schelle.
 Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock
 zu stehn;
 Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
 Und durch das ganze Dorf hört man die
 Rede gehn,
 Der kleine Töffel hat den Hadrian ge-
 schlagen.
 O das that Töffeln weh, und er beschloß
 bey sich
 Sich in die Fremde zu begeben.
 Was? sprach er, kann ich nicht ein Jahr
 wo anders leben?
 Inmittelst ändert sich's, und man verken-
 net mich.

Gleich ging er hin, und ward ein Reiter.
 Das höret Nachbars Hans, die Sage ge-
 het weiter,
 Und man erzählt von Haus zu Haus,
 Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit
 hinaus.

Der Töffel will vor Wuth ersticken.

Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.

Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von
ihm nicht mehr.

Die Sachsen bringen ein, gehn bis nach
Mähren hinter,

Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer
Winter,

Ein halber Sommer hin, man senkt den
Weinstock ein,

Als man den Ruf vernimmt: es sollte
Friede seyn.

Da meint nun unser Held, daß man die
Kinderpoffen,

Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwißt. Er wirkt
sich Urlaub aus,

Und suchet seines Vaters Haus.

Er hörte schon den Klang der nahen
Bauerfüße;

Ein altes Mütterchen, das an den Zäu-
nen kroch,

• Ersah ihn ungefähr, und schrie:

Je kleiner Töffel! lebt ihr noch?

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Örter Weite,

Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück.
Reist, geht zur See, kommt alt zurück;
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträu-
ben:
Ihr müßt der kleine Löffel bleiben.

V.

Das Diebsgeschlecht.

Ein Mitglied von der finstern Bande,
Die grober Pöbel Diebe nennt,
Erzählte seiner Braut von seinem hohen
Stande:
Denn, sprach er, es ist Zeit, daß ihr die
Freundschaft kennt.

Mein Vater, hub er an, ein Engel im
Vergiften,
Schwang sich durch seine Kunst aufs Rad;
Mein theurer Großpapa, der lauter Wun-
der that,
Herrscht, seit ich jung ward, in den Lüften;
Und meiner Mutter Ruhm ist aller Welt
bekannt:
Man hat an ihrem Todestage
Auf zwanzig Klästern Holz verbrannt.

Erlaubt mir, sprach die Braut, daß ich
euch gleichfalls sage,

Wer meine lieben Ältern find.
 Ich bin nur eines Kaufmanns Kind.
 Er reichte freylich nicht an eures Hauses
 Helden;

Zwar hat er, ohne Ruhm zu melden,
 Auf zwölf Familien zu Bettelvolk gemacht,
 Und noch den Ruhm ins Grab gebracht,
 Daß er ein halbes Land betrogen.

Sein Vater war ein Advokat,
 Die Pest und Geißel seiner Stadt,
 Der ganze Dörfer ausgesogen;
 Und seine Frau hielt wirthlich Haus,
 Und lieb auf Zins und Pfänder aus,
 Und ließ vom Thaler sich in ihrem ganzen
 Leben

Die Woche nur neun Pfennig geben.
 Doch dieses muß ich euch gestehn,
 Daß diese Leute nicht an jene Väter
 reichen,

Die eures Stammbaums Glanz erhöhn:
 Nein! an Geburt muß ich euch weichen.

Vergebt mir, sprach der Bräutigam,
 Was fehlet eurer Ältern Stamm?
 Ihr müßet das Verdienst nicht mit dem
 Lohn vermengen:
 Sie waren alle werth zu hängen.

VI.

Der Fuchs und der Adler.

Es lebt' aus Reineckens Geschlechte
Ein jung' und eitler Abkömmling,
Der oft mit mehrerm Glück als Rechte
Der schnellen Hunde Spur entging.

Da lag er nun vor seinem Loche,
Und lachte bey sich der Gefahr,
Der er noch in vergangner Woche
Durch einen Sprung entronnen war.

Sagt, rief er, Höfe, Wiesen, Ställe,
Ihr Zeugen meiner Tapferkeit,
Wer stiehlt wie ich? wer sieht so helle?
Wer läuft so schnell? wer riecht so weit?

Bertieft in solchen Wunderdingen
Bemerkt' er eines Adlers Flug,
Wie ihn mit ausgestreckten Schwingen
Das stille Meer der Lüfte trug.

D könnt' ich fliegen wie die Vögel!
Den Neid, erseufzt' er, macht' ich stumm,
Euch aber fahl, ihr Bauernflegel;
Mit Lust gäb' ich ein Ohr darum.

Ist legt ein Schuß den Adler nieder,
Der Fuchs nimmt es mit Schrecken wahr;
Zu fliegen wünscht er nimmer wieder.
Je höher Stand, je mehr Gefahr.

VII.

Don Quichotte und Sancho Pansa.

Versehn mit Harnisch, Helm und Speer,
 Kam einst von Montiels Gefilde
 Der Held von Mancha muthig her;
 Sein Sancho folgte mit dem Schilde.

Welch Abenteuer steht bevor,
 Und bringt ihm neue Lorberreiser?
 Ist's eine Windmühl' ? ist's ein Mohr?
 Ein Eseltreiber oder Kaiser?

Sie ritten lange hin und her,
 Eh sie ein Abenteuer hatten;
 Doch endlich sah von obngefähr
 Der Ritter seinen eignen Schatten.

Mein Sohn! rief er, hier ist Gefahr:
 Sieh einmal nach der linken Seite.
 Wie? Sancho, wirst du nicht gewahr,
 Daß neben mir ein Geist herreite?

Er stieg vom Roß, der Schatten auch;
Er zieht das Schwert, der Geist desgleichen;
Er haut und sticht auf Kopf und Bauch,
Der Geist vergilt ihm Streich mit Streichen.

Er balgte sich noch lange Zeit;
Bald wich der Geist, bald kam er wieder.
Der Abend endigte den Streit,
Der Sieger setzt sich müde nieder.

Herr, fragte Sancho, ist er todt,
So kommt, daß wir den Kumpf begraben.
Thor! sprach der Ritter, und ward roth,
Wer sagt, daß Schatten Leiber haben?

Ein Schatten? sagte Sancho, gut!
Mit Schatten habt ihr euch geschlagen?

Wer eine Thorheit wissend thut,
Was soll man von dem Manne sagen?

VIII.

Das Beil vor Gerichte.

Vordem erstreckte sich Athens Gerichts-
barkeit
Sogar auf unbelebte Dinge;
Der Mann Pausanias* sagt solches unge-
scheut.

Einst ward ein Beil davor gezogen,
Das einer Frau an Kopf geflogen.
Ein Redner bot sich an, dem Beile bey-
zustehn;
Der Herr der Art war es zufrieden.
Der Redner gehet heim, bestiehlt den De-
mosthen,
Schlägt das Geseze nach, wie Solon es
entschieden;
Er sitzt, er sinnt, er schwitzt, er schmiert
An einer Rede von zwölf Seiten,

* In Atticis lib. 1.

Mit vielen Blumen ausgeziert,
Die für der Holzart Wohlfahrt streiten.

Nun tritt er kühnlich auf: die Richter
gähnen schon.
Er hält die Rede her: sie rühret das Ge-
richte,
Der Schweiß tritt allen ins Gesichte,
Kurzum, das Beil kömmt los. Es fragt
sich um den Lohn.
Der Redner martert sich, dem Herrn der
Art zu zeigen,
Wie künstlich er's gemacht, der Richter
Sinn zu beugen,
Was er für Zeit gebraucht. Gut! fiel ihm
jener ein:
Das ganze Beil soll deine seyn.

Ist würde dieses schwerlich gelten;
Die Sache selbst geschieht nicht selten:
Eh ihr was unternimmt, so überlegt dabey,
Ob es der Mühe würdig sey.

IX.

Der Löwe und der Affe.

Der Thiere Großsultan, der Löwe,
 wollte sich
 Auf langes Bitten seiner Vassen
 Zum Trost der Nachwelt malen lassen.

Ein Affe ward geholt, der keinem Dün-
 rer wich,
 Den Pinsel nach der Kunst zu führen:
 Er war ein Maler und Poet,
 Und ganz vollkommen im Schattiren.
 Er malt' die rauche Majestät
 In vollem Harnisch, auf dem Throne,
 Zu Füßen lagen Schild und Speer,
 Karthaunen stunden um ihn her,
 Und hinter ihm Mars und Bellone.

Wer ist das? sprach der Großsultan,
 Als er das Bild bekam. Der Kaiser aller
 Thiere.

Wer? Ich? was geht dieß Bild mich an?

Ich bin ja nicht von Erz: wo siehst du,
daß ich's führe?
Erz ist der Helden Tracht, war Maler
Affens Wort.

Wer ist der wilde Kerl, fuhr drauf der
Großherr fort,
Der dort die Augen so verkehret?
Das ist der Kriegsgott Mars. Wer? fragt'
er noch einmal,
Der Mars! hab' ich doch nie vom Kriegs-
gott Mars gehört.
Wer ist das dicke Mensch von Stahl?
Die Göttinn alles Kriegs, Bellona: kurz
zu melden,
Der Helden Schutz und Führerin.
Du bist ein Narr mit deinen Helden,
Mit deinem Kriegsgott Mars und deiner
Kriegerin!
Laß, sprach der Großsultan, das Erz her-
unter schaben:
Ich will ein Löwenbildniß haben.

X.

Der Autor und der Mandarin.

In China war ein Mann, den seine
 Neigung trieb,
 Durch eine Menge neuer Schriften
 Ein Denkmahl seines Ruhms zu stiften.
 Unsterblichkeit ist jedem lieb.
 Es führte dieser Mann in allen seinen
 Werken
 Ein Haufen Schriften an: der Vortheil
 war dabey,
 Wie groß sein Büchervorrath sey,
 Gelegentlich mit anzumerken.

Des Mannes Ruf erscholl gar bald.
 Ein alter Mandarin, der viel bey Hofe galt,
 Ließ sich ausdrücklich einst verlauten,
 Daß seine Bücher ihn vor andern sehr
 erbauten.

Der Autor hört's. Der Fall war schmei-
 helhaft für ihn.

Er geht, und dankt dem Mandarin,
Und schwört mit knechtischer Geberde,
Daß er für solches Lob sein Sklave ster-
ben werde.

Nachdem er sich genug bedankt,
So fragt er endlich im Vertrauen,
Wodurch er denn das Glück erlangt,
So einen Gönner zu erbauen.

Herr! sprach der Mandarin, das muß
ich euch erklären:
Wenn ich die Schriften seh', die ihr in
großer Zahl
An Hand gesetzt habt, so denk' ich allemal,
Wie manches Buch kann ich entbehren.

Man zweifelt, ob der Schluß dem Au-
tor bündig schien;
Doch könnte dieser Mandarin
Gewisser Deutschen Schriften schauen,
Wie würde sich der Mann erbauen!

XI.

Der Quell der Jugend.

Man sagt, daß einst ein Quell entsprang:
Wo? will ich sagen, wenn ich's finde;
Genug, wer aus dem Brunnen trank,
Der wurde wiederum zum Kinde.
Was kriechen konnte, zog dahin:
Manch altes Weibchen kam am Stabe,
Und manch mit Reif bedecktes Kinn
Erschien daselbst, und ward ein Knabe.
Die Greise stürmten fast den Ort;
Sie hatten stets den Quell umringet,
Und ritten, wenn sie sich verjünet,
Auf Steckenpferden kindisch fort.

Viel tausend wurden wieder jung,
Bis das Verhängniß, eh man's dachte,
In einer Erderschütterung
Den ganzen Brunnen trocken machte.
Der Quell war hin, als man vernahm,
Daß doch die Kraft des Quells von allen,
Die ihn besucht, eh er verfallen,

Auf ihre Leibeserben kam.
Zwar sie behielten die Gestalt,
Die Runzeln blieben an der Stirne,
Sie wurden kindisch am Gehirne,
Und ihre Leiber blieben alt.

Drum wenn ein Alter spielt und flucht,
Verliebt ist, oder andre Hänke
Der Jugend unternimmt; so denke:
Sein Anherr hat den Quell besucht.

XII.

Der Koch und der Herr.

Es schalt ein Herr bey einem Schmaus
 Auf seinen Koch, daß er ein Essen
 Nicht gar genug gekocht, das Salz daran
 vergessen,
 Und kurz, nicht recht gemacht. Ey! fuhr
 der Koch heraus,
 Ihr Gnaden irren sich: ich habe nichts
 verbrochen;
 Ich weiß wohl, wie ich kochen soll.
 Nichts weißt du, schrie der Herr. Der Koch
 ward endlich toll,
 Und sprach: er sollt' es besser kochen.
 Hiermit sprang er als wie ein Pfeil
 Zur Thür hinaus; das war sein Heil:
 Des Hausherrn Hand war schon zur Ant-
 wort ausgestreckt.

Seht, sprach der Herr, den klugen
 Schluß!
 Damit ich sagen kann, was gut und übel
 schmecket,
 Folgt es, daß ich ein Koch seyn muß?

XIII.

Der Fuchs und das Eichhorn.

In sicherer Höh' gerader Eichen
Sah Reinecke von ungefähr
Ein braunes Eichhorn hin und her
Ringfertig durch die Gipfel streichen.
O mein Herr Vetter! rief der Dieb,
Es ist mir ja von Herzen lieb,
Dich unverhofft hier zu begrüßen.
Ich brenne seit geraumer Zeit
Vor Sehnsucht und vor Zärtlichkeit
So einen nahen Freund zu küssen.

Das muß ich wohl mit Dank erkennen,
Versetz' das Eichhorn, daß du mich
So heftig liebst. Ich bitte dich,
Kannst du mir deinen Namen nennen?
Zu dienen, Eichhorn heißet er.
Dein Vater, tröst' ihn Jupiter!
Und meiner waren rechte Brüder,
Vollbürt'ge Brüder; und wir sind
Im andern Grad gesippt, mein Kind!
O steige doch geschwind hernieder!

So! find wir zween so nahe Bettern,
Antwortete das Eichhorn drauf,
So werd' ich, nimm's nicht übel auf,
Annoch ein wenig höher klettern;
Denn meine Mutter lehrte mich,
Daß unter nahen Bettern sich
Die Eintracht allzeit stärker nähre,
Je weiter hier auf dieser Welt,
Wo Mein und Dein uns Fallen stellt,
Der eine von dem andern wäre.

Der gute Fuchs ging seine Straße,
Und dachte, daß der Unterricht
Von seiner alten Ruhme nicht
Auf all' und jede Fälle passe.
Nur dieses fiel mit alle dem
Dem alten Heuchler unbequem,
Daß sein Gewissen ihn belehrte,
Daß unter die, bey denen man
Die Lehre wirklich brauchen kann,
Er und sein Better auch gehörte.

XIV.

Der Affe und die Uhr.

Ein Herr, genöthigt auszugehen,
 Vergaß, aus großer Eil, die Sackuhr an
 der Wand,

Wo sie sein zahmer Affe fand,
 Und that, was er gar oft von seinem
 Herrn gesehen.

Er machte sie mit einer Binde
 Sich um den Leib, und gleich darauf
 Sah er darnach, und sprach: Die Uhr geht
 zu geschwinde!

Er zog sie gleich von neuem auf,
 Eröffnete das Glas, und stellte sie zu-
 rücke;

Doch in dem andern Augenblicke
 Zog er sie wieder vor. Seht, spricht das
 fluge Thier,

Sie will nunmehr zu langsam gehen!
 Das wäre recht! wie helf' ich ihr?
 Er rückt am kleinen Zifferblättchen,
 Hält sie sodann mit Fleiß ans Ohr.

Der ganze Schlag ist falsch . Er nimmt sie
nochmals vor ,
Und künstelt unten an dem Kettchen ,
Stößt in die Räderchen . Der Affe rückt
und dreht ,
Bis daß das Uhrchen stille steht .

Ach großer Gott ! behüt' uns nur
Vor unerfahrer Pfuscher Stricken ,
Die so an unserm Körper rücken
Als wie der Aff' an dieser Uhr .

XV.

Die Frösche und der Storch.

Das Froschgeschlecht beschloß ein großes
 Fest zu feyern,
 Und unter sich zugleich ihr Bündniß zu er-
 neuern.
 Es schloß die sämtliche Natur,
 Als der erwachte Schwarm aus den Mo-
 rästen fuhr.

Das war ein Blöken und ein Quaken,
 Ein solcher Lärmen, ein Geschrey,
 So grob, so klar, so mancherley,
 Daß Berg und Thal davor erschrakten.

Ganz oben auf dem Sumpf saß ein ent-
 setzlich Thier,
 Das schrie so stark als ihrer vier,
 Und orgelte recht mit der Kehle;
 Sein Bauch ward groß und klein als wie
 ein Blasebalg;
 Bisweilen stellte sich der abgefeymte Schalk,
 Als ob ihm Geist und Athem fehle.

Durch dieses Lärmen ward der Frösche
Prätendent,
Der ihnen wenig Gutes gönnt,
Der Storch, aus seinem Schlaf erwecket,
Davon er gleich den Grund entdeckt.

So, sprach er, kann man denn nicht eine
Stunde ruhn?

Unfehlbar gibt's dort was zu thun.
(Die Störche schlafen angezogen.)
Er ließ sein warmes Federnest,
Und kam unangemeldet zum Fest
Als wie ein Pfeil herzu geflogen;
Und ehe sich's ein Frosch versah,
So war der Prätendente da,
Und ließ ihr Fleisch sich trefflich schmecken.

Drum merke, daß du bey der Lust
Nicht allzu sicher jauchzen must:
Du möchtest deinen Feind erwecken.

XVI.

Der Apfelbaum und der Nelkenstock.

Ein großer Apfelbaum, der immer
 Durst empfand,
 Ward einem Nelkenstock, der ihm zur
 Seite blühte,
 Gar aus der Weise gram, weil ihm des
 Gärtner Hand
 Bisweilen Wasser gab, wenn er vor Hitze
 glühte.

Nein! sprach der Neidhart einst mit
 Hohn,
 Du bist wohl eines Junkers Sohn,
 Den Andre Tag vor Tag aus Pflicht be-
 dienen sollen;
 Doch glaub' es mir nur sicher zu,
 Es läßt recht lächerlich, wenn kleine Herrn,
 wie du,
 Als große Fürsten leben wollen,
 Ich wächte wohl, mein Stamm, den stets
 die Sonne sengt,

Sey zehnmal eher werth , daß er einmal
besprengt
Und aus des Gärtners Krug vor dir ge-
tränket werde.

O , sprach der Nelkenstock , dich tränkt ja
schon die Erde ,
Dich tränkt die feuchte Witterung ,
Die geben dir genug zu deiner Sättigung .
Was mir Erquickung gibt , das würde dich
verderben .
Die viele Feuchtigkeit nützt deiner Wur-
zel nicht ;
Genug , wenn sie ihr nicht gebricht :
Von mehreren würde sie ersterben .

So strebt der Neid nach fremder Ehre ,
Die öfters sein Verderben wäre .

XVII.

Die Rehe.

Mein Kind! du wagest dich so kühn-
lich in den Wald,
Als ob kein Sieger um uns wohne:
Ersticht er dich, so bist du kalt;
So sagt' ein Reh zu seinem Sohne.

Wohl! sprach der Rehbock, saget mir,
Was ist der Sieger für ein Thier?

O Sohn! das ist ein Ungeheuer,
Ein Scheusal von Gestalt. Sein blizend
Angeſicht
Verräth den Mörder gleich, sein Rachen
raucht vom Blute;
Der Bär ist so erschrecklich nicht,
Und bey dem Löwen ist mir nicht so schlimm
zu Muthe.

Gut! unterbrach der Sohn, nun kenn'
ich diesen Herrn.

Er ging hinweg; sein Unglücksstern
 Trieb ihn zum Sieger hin, der in dem
 Grase ruhte.

Der Rehbock stuzte zwar; doch er er-
 holte sich,
 Und sprach: Das ist er nicht; der Sieger
 raucht vom Blute,
 Und ist abscheulich fürchterlich;
 Hingegen dieses Thier ist schön, gepuzt
 und freundlich,
 Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich.
 O solchen Siegern geh' ich nach!
 Hub er mit Kühnheit an zu schreien;
 Doch mocht' es ihm zu spät gereuen,
 Als ihm das Siegerthier drauf das Ge-
 nicke brach.

Man thut gar wohl, daß man der Ju-
 gend
 Der Laster Häßlichkeit entdeckt;
 Jedoch man warne sie auch vor dem Schein
 von Tugend
 Und vor dem süßen Gift, das in den Laf-
 tern steckt:
 Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
 Daß sie die Laster oft für Tugenden er-
 tiefen.

XVIII.

Der Krieg der Füchse und Wölfe.

Füchse stallen nicht mit Wölfen,
Und sie sind sich, wie es scheint,
Von Natur so spinnefeind
Als die Gibellin und Guelphen.

Einst gebar ein todtes Pferd
Einen Zwiespalt unter beyden;
Güte wollte nichts entscheiden,
Also griff man nun zum Schwert.

Reinecke that Heldenthaten,
Reinecke, der Füchse Haupt,
Schlägt die Feinde, beißt und raubt,
Bis sie selbst um Friede baten.
Selbst der Feldherr bat für sie.
Füchse, sprach er, sollen nie
Lange mit den Wölfen kriegen:
Ein noch dummer Feind wird fliehn;
Langes Kriegen lehret ihn
Widerstehn und endlich siegen.

Keinecke ward ausgelacht,
Und man kriegt' noch viele Jahre;
Wolf und Füchse ließen Haare,
Dennoch kam es nicht zur Schlacht.

Nebst der Last des schweren Krieges
Ward die Zeit den Streitern lang,
Und in Hoffnung eines Sieges
Wagte man den andern Gang.
Mancher Kopf ging hier verloren,
Mancher Krieger lag gestreckt,
Und die Wahlstatt war mit Ohren,
Schwänzen, Pfoten, Blut bedeckt.

Keinecke braucht Löwenstärke,
Isgrim tritt wie ein Bär,
Und der Sieg wankt' hin und her;
Jeder Theil that Wunderwerke.
Endlich ließ der dicke Wald
Einen starken Hinterhalt
Frischer Sammelfresser sehen.

Hier verschwand der Füchse Glück:
Mancher ward ein Raub der Krähen,
Mancher ließ den Balg zurück;
Andre flohn mit blut'gen Hälsen
In die Höhlen, auf die Felsen,

Reinecke nach Malepart,
Wo ihm erst geglaubet ward.

Die, so über Barbarn fiegen,
Sollen nicht zu lange kriegen.
Rom erfuhr das Ding genug;
Denn durch Schaden wird man klug.

XIX.

Das Pferd und der Esel.

Ein fattes Pferd ging von der Krippe,
 Und fiel vor Wollust auf die Streu;
 Ein dürrer Esel stand dabey,
 Kein Esel, sondern ein Gerippe.

Den redete der Hengst mit diesen Worten an:

Wie geht es, guter Greis? du scheinst mir
 ziemlich hager;

Bist du nicht recht gesund? macht dich der
 Gram so mager?

Ach! sprach das Müllerthier, das hat
 es nicht gethan:

Der Hunger und das viele Tragen,
 Des Treibers Fluchen, Stoßen, Schla-
 gen,

Mit einem Wort, mein Freund, die Noth
 ist Schuld daran.

O käme nur der Tod, das Ende meiner
 Plagen!

Ob es dir schon so elend geht,
Erwiederte der Gaul, so sollst du doch
nicht klagen:

Ein Weiser trägt die Noth, die nicht zu
ändern steht.

Du leidest nicht allein, und kurz, was
willst du machen?

Das Schicksal thut, was ihm gefällt:
Dem wird das Leben süß, und dem wird
es vergällt;

Das Weinen nützt oft mehr als Lachen.

Da sprach das graue Thier: Dein Bauch
ist voll und satt,
Und deine Weisheit stammt aus dem ge-
füllten Magen.

Der hat gut predigen, und von Ver-
läugnung sagen,
Der selber keine Sorgen hat.

XX.

Der unschuldige Dichter.

Ein König stellte sich selbst die Nati-
vität,
Und fand, daß seine Majestät
Dereinst vom Gähnen sterben sollte;
Und weil der gute Herr nicht gerne ster-
ben wollte
(Denn auch die Großen schreckt der Tod),
So gab er ein Gesetz, das denen,
Die um ihn waren, alles Gähnen
Und alle Schläfrigkeit verboth.

Wie wachsam ward der Hof! Ein auf-
geräumtes Wesen
Belebt' das Land, beseelt' die Stadt;
Geberde, Rede, Gang war munter, nie-
mals matt.
Nur rasche Jugend ward zum Hofdienst
auserlesen.

Ein Dichter, dessen Wiß des Königs
Guld erwarb,
Kam an den Hof, und las, o klägliche
Geschichte!

Vor seiner Majestät ein tragisches Ge-
dichte.

Er las: der König gähnt', und starb.
Man zieht den Dichter ein. Er soll den
Kopf verlieren,
Weil er der Königsmörder sey;
Und um ihn selbst zu überführen,
Holt man sein Trauerspiel herbey.

Hier, um vor dem Gericht erst den Ver-
such zu machen,
Verliest er auf Befehl selbst das fatale
Blatt,

Dabey der Fürst gegähnet hat.
Er liest, und alle Richter lachen.
Nein! sagten sie, das ist ein lustiges Ge-
dicht.

Unschuldig sprach ihn das Gericht.

XXI.

Die gefangene Drossel.

Eine Drossel, die sich fing,
Als sie nach den Beeren ging,
Ließ der Thorheit sich gereuen.
Wär' ich, sprach sie, wieder frey,
So wollt' ich die Leckerey
Ärger als den Geyer scheuen!

Eine Jungfer, die sich flink
An die jungen Mäsker hing,
Die sie um das Kränzchen brachten,
Schrie in der Gewissenspein:
Möcht' ich wieder Jungfer seyn,
Wollt' ich keinen Kerl mehr achten!

XXII.

Die Füchse.

Zween Füchse, Sohn und Vater, schlichen,
Als kaum die Mitternacht verstrichen,
Um ein entschlafnes Dorf herum,
Voll böser Absicht, leis' und stumm.

Sie nahen eines Hofes Ställen;
Da hörten sie die Hunde bellen,
Die Thüren knarrn, die Hähne krähn.
Der alte Fuchs sprach: Laß uns gehn;

Hier wird der Angriff nicht gelingen.
Daher sie sachte weiter gingen.
Drauf stellt' ein andrer Hof sich dar,
Darinnen alles stille war.

Nur hört' der Sohn nicht ohne Schaudern
Ziel Gänse mit einander plaudern.
Der Alte sprach: Dieß schadet nicht:
Hier bellt kein Hund, ich seh' kein Licht.

Sie brachen ein mit gutem Glücke,
Und aßen sich in Gänsen dicke.
Nicht leicht droht Unfall einer Macht,
Darin der Pöbel schweigt, und die Re-
gierung wacht.

XXIII.

Die Nachtigal, der Staar

und

der Stieglitz.

Pfui! rief einst eine Nachtigal
Aus ihrem Käfig, riecht's doch immer
Um uns und in dem ganzen Zimmer
So übel als in einem Stall.
Wer mag mit so verdorbnen Düften
Um uns die reine Luft vergiften?

Das macht der Rauch, versetzt' ein Staar,
Von Kräutern, die man Knaster nennet,
Und unser Herr fast stündlich brennet;
Den Dampf davon verschluckt er gar,
Und rühmt, man sollte fast erschrecken,
Es pfleg' ihm wunderschön zu schmecken.

Was? rief der Sprosser, träumest du?
Er labet sich an diesem Kraute?
Wenn er noch Ameisener laute,

Und äße klein Gewürm dazu,
 So möcht' er rühmen, was zu haben,
 Das werth ist Könige zu laben.

Vergebt mir, warf der Staarmaß ein:
 Er würde, wollt' er ja nichts sparen,
 Mit altem Käse besser fahren.
 Mit altem Käse? geh, du Schwein!
 Ich rieth ihm lieber Holz zu essen
 Als ein so ekelhaftes Fressen.

Ein kluger Stieglitz pfiff sie aus,
 Und sprach: Ihr Herrn! ihr irret beyde
 Mit eurer schlechten Schnabelweide.
 Ich weiß wohl einen bessern Schmaus:
 Er sollte Distelköpfe kosten,
 Das ist ein Essen für Starosten.

Wenn du jedwedem Urtheil trauen
 Und dich nach allem richten willst,
 Was diesem schmeckt, und jener schilt,
 So mußt du endlich Disteln kauen.

XXIV.

Der Uhrensaal.

Es trat in den vergangnen Zeiten
Ein Phönix in der Kunst hervor,
Ein Mann, vor dessen Seltenheiten
Der Künstler Werk den Preis verlor.
Ihm lösten sich der Wahrheit Siegel,
Sein Wiß zerbrach des Irrthums Riegel,
Und drang auf der entdeckten Spur
Zum Heiligthume der Natur.

Ein Saal, den Marmorbögen bunden,
War es, wo dieses Meisters Hand
Durch Uhren, die nie stille stunden,
Ein neues Wunderwerk erfand.
Ihr Lauf beschrieb verschiedne Kreise,
Und keine wich aus ihrem Gleise,
Obschon das Uhrwerk, das sie trieb,
Den Augen ein Geheimniß blieb.

Da alle hellen Kugeln glichen,
 So war ihr Glanz doch mancherley;
 Die, der an Schönheit kleine wichen,
 Kam größern an der Pracht nicht bey.
 Die Klügsten mußten es bekennen
 Und jede was Vollkommnes nennen,
 Nur merkte man mit Achtsamkeit
 Die Stufen der Vollkommenheit.

Dies Kunsthaus widerstund den Jahren.
 Es priesen alle, die gereist,
 Und alle, die im Lande waren,
 Den unnachahmlich großen Geist.
 An allen diesen Wunderuhren
 Sah niemand ein'ger Andrung Spuren,
 Und jede lief an ihrem Ort
 In der gekrümmten Bahne fort.

Doch wird des Künstlers scharfes Auge
 Zulezt an einer Uhr gewahr,
 Daß sie im Grunde nichts mehr tauge,
 Und sein Entschluß ist sonderbar:
 Er scheint wegen einer schlimmen
 Nun über alle zu ergrimmen,
 Verderbt sie selbst, und ziert sein Haus
 Mit lauter neuen Uhren aus.

Ziel' sind, die diesem widersprechen.
Sollt' er den Fehler einer Uhr
An den vollkommenen Werken rächen?
Er ist von edlerer Natur.
Will er den Uhrensaal behalten,
Warum verheert er denn die alten,
Die so vollkommen, so geschwind,
So wunderbar, so herrlich sind?

Nein! sagten sie, das ist erdichtet.
Der Augenschein hat euch bethört,
Da er das böse Werk vernichtet,
Als sey der Uhrbau selbst zerstört;
Doch kaum sank die verworfne nieder,
So zeigten sich die andern wieder,
Und wurden, da der Fall geschehn,
Für neue fälschlich angesehen.

Wer hat nun Recht von beyden Theilen?
Entscheidet, Menschen, diesen Streit!
Ihr müßt euch hier nicht übereilen,
Wenn ihr vielleicht der Meinung seyd,
Daß Gott bey dem Gericht der Erde
Das Weltall selbst vernichten werde,
Weil der so oft genannte Mann,
Der große Künstler, Gott seyn kann.

XXV.

Die zween Hähne.

Zween Hähne huben an zu kriegen,
Und schimpften sich ganz ungesund;
Der eine schrie: Heraus, du Hund!
Ich, oder du, muß todt hier liegen.

Sie rücken auf einander los,
Den Zweykampf muthig anzuhoben.
Wer gibt, wer kriegt den ersten Stoß?
Wer unter beyden läßt das Leben?

Kopf gegen Kopf, Hahn gegen Hahn,
Sieht man im kurzen Lager stehen;
Sie sehn sich ein halb Stündchen an,
Da sie still aus einander gehen.

Sie blieben ehrlich nach wie vor.
Die kurze Thorheit ist die beste:
Wer Zweykampf sucht, der ist ein Thor,
Und wer sich schlägt, der ist der größte.

F a b e l n.

Viertes Buch.



In Fabeln spricht das Meer, die Elemente hören,
Der harte Fels gebiert, die Thier' und Vögel lehren,
Es reden Baum und Stein, der Wurm,
die Fliege spricht,
Und jedes Wesen gibt uns Lehr' und Unterricht;
Die Wahrheit wird zum Traum, man sieht
Drachen fliegen,
Und ein ganz Kranichheer mit den Pygmäen kriegen:
Hier gilt, was Menschen Wiß von einer andern Welt
Nur jemals im Gehirn sich möglich vorgestellt.
Glaubt nicht, als ob der Zweck nur die Vergnügung wäre:
Der Fabel-Zucker deckt oft eine bittere Lehre.
Der Leser sieht das Bild, er lacht des Fuchses List,

Merkt aber schamroth oft, daß er getrof-
fen ist.
Die Fabel, die nicht lehrt, lehrt sich in
leere Dünste,
Und füllt das Haupt mit Rauch; das sind
der Perser Künste.
So träumt ein wilder Kopf, erhitzt vom
Sonnenbrand,
Der, wo er nur hin sah, Gespenst und
Riesen fand.
Äsop, der häßlichste von Xantus Sudel-
knechten,
Lehrt in zwei Stunden mehr als sie in
tausend Nächten,
Und Heinecke, der Fuchs, gibt, wie ein
Morhof sprach,
Dem göttlichen Homer an Weisheit we-
nig nach.

I.

Der Mond und der Komete.

Die Zeit verbarg des Tages Schein;
Die Nacht schwang ihre feuchten Flügel
Schon über die bethauten Hügel,
Und schlummerte den Erdkreis ein;
Ihr Schatten wich dem Sternenlichte;
Der Mond strich sein verhüllt Gesicht
Mit silberfarbnen Hörnern an.
Nicht weit von ihm stand ein Komete,
Der seinen Schweif in schiefer Bahn
Nach dem bestirnten Süden drehte.

Weißt du auch, Nachbar, sprach der Mond,
Wie schrecklich von dir auf der Erde
Von manchem Volk geredet werde,
Das ihr verdunkelt Rund bewohnt?
Man sagt, du seyst ein Unglücksbothe,
Der Hunger, Pest und Würgen drohte.
Dein Anblick schreckt was sterblich ist;
Ja es besorgt der Mensch nicht selten,
Wenn du am Himmel sichtbar bist,
Den nahen Umsturz aller Welten.

Wie? ich? O Mond, wo denkst du hin?
 Rief der erstaunende Komete,
 Ich sey ein Pest- und Kriegsprophete?
 Weiß denn die Erde, daß ich bin?
 Ja! fiel die Antwort, alle Schritte,
 Die du gethan, und alle Tritte,
 Die du noch thun sollst, sind bestimmt.
 Man hat das Maß von deinem Gange,
 Und wenn dein Strahl den Rückweg nimmt,
 Das weiß man auf der Erde lange.

So wissen, fiel der Schwanzstern ein,
 Vermuthlich auch die Erdenleute
 Die zwischen uns gesezte Weite:
 Wie kann ich ihnen schrecklich seyn?
 Warum nicht? sagte der Planete,
 Man hat gemerkt, wenn ein Komete
 Sich unserm Erdenball genahet,
 Daß Theurung, Seuchen, Kriegentstunden;
 Und da es niemand anders that,
 Ward der Komete schuld befunden.

Wahr ist's, man hört genug von Pest,
 Von Theurung und von Kriegsgetümmel,
 Wenn auch dein Stern im obern Himmel
 Der Erde sich nicht sehen läßt.
 Hier wurde der Komet entrüstet:

O, wenn ihr meinen Ursprung wüßtet!
Verleumdrisches Geschlecht! sprach er,
Was mögt ihr euch für Fallen graben,
Da nicht einmal die Sterne mehr
Vor euch am Himmel Friede haben?

II.

Die Hirsche.

Es ging ein starker Hirsch, der sein Ge-
hörne nur
Vor kurzem abgesetzt, auf Wermsdorf fet-
ter Flur,
Mit seinen Weibern, Kindern, Vettern,
Und kam zu einer Saat; allein da stuzt'
die Schar,
Weil zwischen Wald und Saat ein Sumpf
vorhanden war,
Voll von geschmolznem Schnee und dür-
ren Birkenblättern.
Ihr Kinder! sprach der Hirsch, folgt mir
nur Schritt vor Schritt,
Sonst werdet ihr euch sehr besprühen.
Drauf ging er durch den Pfuhl; die Klei-
nen liefen mit,
Und kamen glücklich aus der Pfützen;
Jedoch so rein ging es nicht ab,
Daher es was zu spotten gab.

Ein Schmalthier, so zurück geblieben,
Rief ihnen hämisch nach, und sprach: Ihr
Herrn, mit Gunst!

In Roth zu gehn ist keine Kunst;
Ihr seyd ja voller Schmutz, und glänzet
wie die Sauen.

Seht her, ihr sollt was anders schauen!
Drauf that der Spötter einen Sprung,
Daß alles um ihn pfiff; allein wie ging's
dem Thoren?

Meint ihr, daß ihm der Saß gelung?
Er fiel in Schlamm bis an die Ohren.

Jeder prüfe seine Stärke.
Eh du andre höhnst, so merke,
Ob du nicht dem Orte nahst,
Wo du jene straucheln sahst.

III.

Die Flinte und der Hase.

Ein Jäger schlief im Haberschwaden,
Und stützte sich auf seine Hand;
Sein Rohr, mit grobem Schrot geladen,
Lag ihm zu Füßen aufgespannt.
Ihn sah und floh ein blöder Hase,
Der doch die Furcht bald fallen ließ,
Bald näher kam, und mit der Nase
An die geladne Flinte stieß.

Verwegner, geh! hub hier die Flinte
Mit drohenden Geberden an;
Wie? weißt du nicht, daß ich noch hinte
Dich nach der Hölle schicken kann?
Vor meinem Blis erschrickt der Lieger,
Der Löwe, Bär, das Schwein und Kind,
Die alle muthiger und klüger
Als ein verzagter Hase find.

Mein Freund, du irrst in deinem Satze,
Warf ihm der Langohr lachend ein;
Vor deinem Drohn läuft keine Kaze:
Dein Herr ist's, den wir alle scheun.
So lange dessen Augen wachen,
So fürchtet dich auch jedes Thier;
Allein wenn sie sich dunkel machen,
So hat es keine Noth allhier.

Was hilft Gesetz, was helfen Strafen,
Wenn Obrigkeit und Fürsten schlafen?



IV.

Der Fuchs und der Marder.

Ein Fuchs, der manches Huhn den
Bauern abgenommen,
Ließ Nachbar Mardern zu sich kommen.
Freund, hub er an, ich bin betagt
Und, wie du siehst, nicht weiter tüchtig
Den Hühnern nachzugehn; mein Fuß ist
zwar noch flüchtig,
Allein der Schnupfen, der mich plagt,
Benimmt mir alle Kraft, das Wildpret
auszuspüren:
Deswegen könntest du mich führen;
Es mangelt dir nicht an der Spur.

Zu dienen, sprach der Freund; mein
Herr befehle nur!
Vor mir mag sich kein Raub verkriechen;
Ich kann ihn auf die Meile riechen,
Es sey Huhn, Täuber oder Hahn.

Inmittest sah der Fuchs des Führers
 Rüssel an,
 Und sieh, es guckt auf allen Seiten
 Das Zahnfleisch durch die Schnauze vor.
 Was ist das? sprach der Fuchs, der schon
 den Muth verlor.
 Ach nichts, versetzte der. Wie? gar nichts?
 Kleinigkeiten.
 Doch aber? Je mein Herr! fing Nachbar
 Marder an,
 Der Dorfhund, Greif, hat es gethan:
 Der Bube hat mich so gebissen,
 Und mir das Maul mit aufgerissen.
 O! seufzte Keinecke, wenn diesem also ist,
 So werd' ich keine Feder rupfen:
 Dir fehlt die Nas', ich schwimm' in Schnu-
 pfen.

Wer Schwache leiten will, der sey
 Von ihrer Schwachheit selber frey.

Der Hamster.

Es zog der schänd'ge Geiz bey einem
 Hamster ein;
 Nie mag ein Thier so farg wie er gewe-
 sen seyn.
 Er schwast' stets von Korn, und träumte
 nur von Garben;
 Sein Abgott war Gewinnst, sein Zweck,
 sich reich zu darben.
 Der Bissen that ihm weh, den er des Ta-
 ges aß,
 Die Früchte schmeckten ihm, die er nicht
 selbst besaß,
 Und endlich ließ der Filz sein Weib vor
 Hunger sterben:
 Er that es, o des Schimpfs! um mehr von
 ihr zu erben.
 Er ward im Hamsterrath auch peinlich
 angeklagt,
 Die Mordthat im Verhör von Zeugen aus-
 gesagt,

Und von dem Thäter selbst in den ver-
 jährten Banden,
 Vielleicht aus Überdruß, freywillig einge-
 standen.

Man ließ, was fehlte mehr? den Rechten
 ihren Lauf,

Und viele knüpften ihn schon in Gedanken
 auf,

So sicher schien sein Tod. Allein das Ur-
 theil wollte,

Daß er sofort der Haft entlassen werden
 sollte;

Und weil, so schloß es sich, Beklagter selbst
 bekannt,

Daß seine Frau den Tod durch seine Karg-
 heit fand,

So werden ihm von uns, sich besser zu
 verpflegen,

Zween Scheffel Korn geschenkt, und das
 von Rechtes wegen.

Die ganze Hamsterwelt ward auf die
 Richter toll.

Wer ist des Todes werth, wenn dieser le-
 ben soll?

Macht man den Frauenmord zu einem
 Mittelbdinge?

Beschenkt man einen Schelm, der noch zu
gnädig hinge?

So sagte jedermann; der Geizhals läßt sie
schreyen.

Er scharret das Geschenk in seine Spei-
cher ein,

Er ist vor Geiz nicht mehr, die Furcht
wehrt seinem Schläfe;

Er starb bey seinem Schatz, und das war
seine Strafe.

VI.

Die Mäuse.

Es sprach unlängst im Rath der Mäuse
Ein junger Rathsherr von der Reise,
Die er gethan, und was dabey
Ihm selber zugestoßen sey.
Was unter finstren Dächer Höhlen
Er hörte, schmeckte, sah und roch,
Berührte, speiste, fand, bekroch,
Das wußt' er deutlich zu erzählen.

Ja, fuhr er fort, auf manchen Böden
Sind Thiere, die wie Mäuse reden;
Sie sehn uns gleich vom Kopf zum Bauch,
Sie sind geöhrt wie wir, und rauch.
Doch, hört, ich sage keine Lügen,
Sie hüllen sich, so groß als klein,
In dünne braune Mäntel ein,
Darinnen sie wie Vögel fliegen.

Da riefen zween erfahrne Greise:
Du Narr! das waren Fledermäuse,
Die man hier täglich sehen kann;
Um dieser willen dürfte man
Dich nicht in fremde Länder senden.

Und so verreisen viel ein Lehn,
Um in Paris ein Ding zu sehn,
Das sie umsonst zu Hause fänden.

VII.

D e r K o b o l d .

Die Zeit zermalmet Stahl und Stein ;
 Thron , Schönheit , Schwert und Buch
 zerstiebt durch ihre Feile ;

Sie wirft auch Mausoläen ein ;

Ihr Zahn vertilgt die Vorurtheile .

Ist ist nichts unterm Himmel leer ,

Ist darf die Erde sich , trotz Keßermachern ,
 drehen ,

Ist schmäucht man keine Hexen mehr ,

Ist kann ich ohne Furcht auf Gegenfüß-
 lern stehen .

Ich lobe mir die Zeit , in der wir iso sind .

Wenn unsre Väter , wie wir lesen ,

Der Eitelkeit mehr feind gewesen ,

So sind wir Kinder nicht so blind .

Als noch der böse Nig die Wöchnerinnen
 schreckte ,

Der Kobold hübsche Mädchen neckte ,

Die weiße Frau dem Knecht das Decke-
 bette nahm,
 Und der verwünschte Mönch des Nachts
 zur Köchinn kam,
 Ließ auch auf einer Burg ein Poltergeist
 sich sehen,
 Klein wie ein Zwerg, von Ansehn alt,
 Wie ein bejahrter Greis gestalt,
 Bekleidet, wie die Pilgrims gehen.
 War je ein Kobold lobenswerth,
 So war es dieser hier: er stund für Stall
 und Herd;
 Doch durfte man durch Spott es nicht mit
 ihm verderben,
 Sonst folgten Schläge, Beulen, Scher-
 ben.
 Dabey besaß er auch die Kunst zu pro-
 phezeyn:
 Nie fiel ein Sterbenstag bey seiner Herr-
 schaft ein,
 Da man nicht, eh der Fall geschehen,
 Den Zwerg in Boy verhüllt gesehen.

So suchte dieß Gespenst durch Dienst
 und guten Rath
 Dem Scisterpöbel vorzudringen.
 Ich will nur einen Streich besingen,

Den allerflügsten Streich, den je ein Kobold that.

Es sah das Schloß nicht ohne Schauer
Ihn plötzlich in der tiefsten Trauer:
Ein abgefrempter Hut, der fast den Mann
verborg,

Ein ungeheurer Flor, der sich nicht enden wollte,

Dieß alles wies, daß bald ein Großer
sterben sollte.

Die meisten deuteten es auf des Burgherrn
Sarg,

Viel riethen auf den Sohn und Erben,
Ja mancher sah sie beyde sterben;
Man rieth sich endlich ungesund,
Indessen starb des Burgherrn Hund.

Hier hörte man den Herrn auf seinen
Kobold schmälen.

Was? willst du einen Hund zu meiner
Freundschaft zählen?

Nur nicht zu hitzig! rief der Geist:
Wer ward von dir geküßt, aus deiner
Hand gespeist?

Wer lag an deiner Brust? wer schlief in
deinen Armen?

Wer war dein Augentrost, und fand bey
dir Erbarmen?

Wer anders als dein Hund? Es fiel mir
also ein,
Daß er vielleicht dein Bruder wäre.

Hier schämte sich der Herr. Du, merke
dir die Lehre:
Wer Thier' als Menschen liebt, der scheint
kein Mensch zu seyn.

VIII.

Die Kinder.

Zwey Kinder spielten einst hart an des
 Piko* Fuß,
 Und faßten kühnlich den Entschluß,
 Um ihre Fertigkeit zu zeigen,
 Des Berges Gipfel zu ersteigen.
 Sie mochten kaum zehn Schritt hoch seyn,
 Da hörte man sie jauchzend schreyn:
 O welch entzückendes Vergnügen!
 Wir haben schon den Berg erstiegen!

Es blies sich einer auf, und sprach:
 Ich gehe der Gelahrtheit nach.
 Ein anderer rief: Vernehmt, daß ich nach
 Weisheit reise.
 Kaum hatten sie fünf Schritt gethan,
 So schrien sie: Menschen! seht uns an:
 Ich bin gelehrt, und ich bin weise.

* Piko, der höchste Berg in der Welt, auf der
 Insel Teneriffa.

IX.

Charon und Merkur.

Der Fährmann jener Unterwelt,
Herr Charon, war sehr reich; in vier,
fünf tausend Jahren
Kann sich ein Fährmann schon was sparen,
Zumal ein Wirth wie er, der kein Ge-
finde hält,
Der weder ißt noch trinkt, nicht in die
Schenke gehet,
Und keinen Rock gebraucht, seit er im
Amte stehet.

Es faßte Charon den Entschluß,
Sich in Elysien ein Grundstück anzu-
kaufen,
Wozu man gut Geld haben muß;
Hingegen war sein Gold in Kupfer ein-
gelaufen.

Einst, als er auf dem Styx nach fri-
schen Seelen fuhr,

So wandt' er sich zu dem Merkur,
Und bat ihn, einen Theil von seinen gro-
ßen Schätzen
Auf unsrer Oberwelt in Silber umzu-
setzen.

Der Gott des Handels und der Diebe-
That es dem Charon auch zu Liebe:
Er nahm den Plunder an, und wandte
seinen Flug
Nach Deutschlands Grenzen hin, woselbst
er einst beyachte
Den Scheidemünzenwust in die Gewölber
trug,
Und lauter Silbergeld dafür dem Charon
brachte.

Seit dieser schlimmen Nacht hat sich
das Kupfergeld
Zu Millionen eingefunden;
Die Drittel aber sind verschwunden,
Und wuchern in der Unterwelt.

X.

Die zwey Kaninchen.

Unter eines Kirschbaums Schatten
Sielten zwey Kaninchen Raft,
Zwey Kaninchen, Wirth und Gast;
Und als sie geruhet hatten,
Scherzen sie im Gras herum,
Treten manches Blümchen krumm,
Das erst gestern aufgeblühet,
Hüpfen hin und hüpfen her,
Bis der Gast von ungefähr
Über sich was fremdes siehet.

Gleich hebt er den Kopf empor,
Macht ein Männchen, spißt das Ohr,
Und erblicket einen Schützen,
Swar von Stein (das wußt' er nicht),
Der sein Rohr auf ihn gericht,
Um ihm auf den Pelz zu blißen.
Unserm Häschen wird so heiß,
Daß es nicht zu bleiben weiß.

Endlich merkt' es sein Gefelle.
Freund! rief er, was soll das seyn?
Sagt dir etwas Schrecken ein?
Freylieh grauet meinem Felle
Vor dem Jäger, der dort liegt.

Ach! sprach jener, sey vergnügt:
Der hat keinen ausgerottet.
Wisse, dieser böse Mann,
Zielt, so lang ich denken kann.

Zorn mit Ohnmacht wird verspottet.

XI.

Die Nachtigal und der Simpel.

Der Menschen Lust, der Vögel Zierde,
Die Nachtigal, ließ vor Begierde
Nach fremder Lust ihr Vaterland;
Der Wald schien leer, da sie verschwand,
Die Zahl der traurenden unzählich;
Nur ihre Neider waren fröhlich.

Ein junger Simpel, schön vor andern,
Entschloß sich willig mit zu wandern.
Sein Ansehn war ihr wohl bewußt:
Ein feurig Roth brannt' auf der Brust,
Der Kopf war schwarz und grau der Rücken;
Mag sich ein Vogel schöner schmücken?

Es trugen sie die leichten Flügel
Bald über Seen, bald über Hügel.
Sie flogen endlich manchen Tag,
Bis einst ein Wald vor ihnen lag.
Was kann die Vögel mehr vergnügen?
Sie säumten nicht, herab zu fliegen.

Sie senkten sich noch fliegend beyde,
 Als schon den Bürgern dieser Heide
 Der Ruf von ihnen Nachricht gab.
 Inmittest flohen sie herab,
 Und fanden ganze Vögelscharen,
 Die sie zu sehn gekommen waren.

Des Schiffes Lauf bestimmt das Segel,
 Ein bunter Schmuck den Ruhm der Vögel,
 Der Menschen Wehrt gar oft ein Kleid.
 Man pries des Simpels Kostbarkeit:
 Ey, sprach man, was für innre Gaben
 Mag nicht ein solcher Stuzer haben?

Die Nachtigal fand wenig Ehre:
 Es hieß, daß sie der Diener wäre.
 Man schloß, wie viele kleine Herrn,
 Bloß von den Schalen auf den Kern.
 Der Simpel wird ersucht zu singen;
 Man glaubt, es würde himmlisch klingen.

Der Simpel sang; die Vögel lachten,
 Als sie nicht fanden, was sie dachten:
 Er sang, wie ein Dompaffen-Sohn
 Langweilig, stets in einem Ton.
 Hier sahe man mit Mißvergnügen,
 Daß Puz und Schönheit öfters trügen.

Ist läßt sich Philomele hören:
Es wechseln in der Vögel Chören
Verwundrung, Lust und Achtsamkeit;
Ihr Lied bezaubert selbst den Reid.
Die Stärk' und Göttlichkeit des Kluges
Rührt alle Töchter des Gesanges.

Die Schönheit, rief man, deiner Lieder
Beschämt, o Fremdling, dein Gefieder.

So mehrt des Körpers schlechtes Kleid
Erhabner Geister Trefflichkeit,
Anstatt, daß wir in schlechten Seelen
Die Schönheit zu den Fehlern zählen.

XII.

D a s . . . K a m e e l .

Es ließ sich ein Kameel, das mit ge-
 bognem Knie
 Vor seinem Meister lag, mit Waaren stark
 belasten;
 Man brachte Sack und Pack; und man-
 chen schweren Kasten,
 Dieß alles litt das gute Vieh.
 Es seufzte nicht einmal, bis es bey sich
 verspürte,
 Daß es die volle Ladung führte.
 Da stund es wieder auf; allein des Mei-
 sters Hand
 Zwang es, sich abermals zu bücken,
 Der auf das arme Thier noch viele Lasten
 band;
 Er band, und sieh! es warf die ganze
 Fracht vom Rücken.

Gebt Achtung, wenn ihr Kinder lehrt,
Daß ihr auf einmal nicht sie allzu stark
beschwert.

Es geht der Jugend wie den Alten:
Wer alles fassen soll, wird endlich nichts
behalten.

XIII.

Der Löwe und der Ziegenbock.

Der Löwe war nicht aufgeräumt,
Und hatt' ihm nicht vom Alp geträumt,
So war ihm sonst was widerfahren;
Der Fuchs und Bär verkrochen sich,
Weil sie dabey gemeiniglich
Des Lebens nicht gesichert waren.

Es hörte damals ganz allein
Der Geisbock, ohne sich zu scheun,
Den Löwen poltern, schmälen, wittern;
Da war kein Fluch, er mußte dran;
Da sollte stracks vor seinem Zahn
Der Wald und alle Thiere zittern.

Nachdem er sich recht satt gestucht,
So wandt' er seine Donnerstimme
Zum Bock, und fragt' im halben Grimme,
Weswegen er ihn ißt besucht.

Der arme Geisbock war zur Stunde
Mit einer guten Antwort da:

Sie hatte Noth und Recht zum Grunde.
Doch da hieraus der Wüthrich sah,
Daß dieses nichts verfangen wollte,
So sprang er gählings auf ihn zu,
Und schrie, als ob er bersten sollte:
Du Bösewicht, du Bube du!
Wie hast du dir das Herz genommen,
Mit einem Bart zu uns zu kommen,
Da du schon längst berichtet bist,
Daß uns ein Bart zuwider ist?
O himmelschreyendes Verbrechen!
So große Bosheit muß ich rächen.
Was? einen Bart? das ist zu viel!
Der Tod des Bocks beschloß das Spiel.

Des Narren Zorn entbrennt noch mehr,
Wenn er nichts hat, ihn anzublafen,
Und bloß darüber raset er,
Daß er nicht Ursach hat, zu rasen.

XIV.

Die blinde Kuh.

Thoms, Merten, Görge, Hans, vier
 abgefeymte Jungen,
 Des Unfugs Vorlauf, tanzten, sprungen
 In einem Bauerhof. Thoms rief den an-
 dern zu:
 Kommt her, und spielet blinde Kuh!

Man warf das Los. Das Los traf Gör-
 gen,
 Und Görge wird sogleich verbunden aus-
 geführt,
 Und sucht die andern auf, die sich ge-
 schwind verbergen.
 Hört, rief die blinde Kuh, thut auch, was
 euch gebührt!
 Sobald ein Fußwerk irre gehet,
 Und sich dem Pfeiler naht, der bey der
 Thüre stehet,
 So ruft mir zu: Es brennt! Ja, riefen
 alle, ja!

Und G6rge taumelt fort, ruft endlich:
 H6rt, ihr Br6uder!
 Und sagt: Bin ich dem Pfeiler nah?
 Du bist noch weit davon, erschallt die Ant-
 wort wieder.

Der G6rge haspelt sich im Traume wei-
 ter fort,
 Geht r6ckw6rts wie ein Krebs, und na-
 het schon dem Ort,
 Daran der Pfeiler stand. Er fragt: Ist
 hier der Pfeiler?
 Noch nicht, schrien die verlognen M6uler;
 Und G6rge, der betrogne Tropf,
 Springt zu, und rennet mit dem Kopf
 Derb an den Pfeiler an, da6 ihm die
 Ohren klingen.

Die Peitsche lohn' euch, falsche Zungen!
 Rief G6rge mit gebleutem Haupt,
 Ein Narre, der euch weiter glaubt.

Mensch! dieser G6rge hier bist du.
 Du spielst mit dir selbst blinde Ruh:
 Du bist, und wei6t es nicht, auf deinem
 Todesgange;
 Ist ruft der Geiz: Du lebst noch lange!

Izt stimmt die Ehrsucht ein: Du stirbst so
bald noch nicht.

Noch lange, lange nicht! hörst du die
Wollust singen.

Du traust dem fälschlichen Bericht,
Läufft blindlings in den Tod, und oft in
vollen Sprüngen;

Wenn Wollust, Ehr' und Geiz noch ruft,
So stürzest du schon in die Gruft.

XV.

Die Wespe und der Knabe.

Eine kühne Wespe stach
Hänschen, als er Äpfel brach,
In die Hand, eh er es dachte,
Hänschen, der erbärmlich schrie,
War so glücklich, daß er sie
Auf der Flucht noch feste machte.

Gnade! rief die Thäterinn,
Weil ich gar nicht strafbar bin.
Willst du Blutschuld auf dich laden?
Meinen Stachel, der dich kränkt,
Hat mir die Natur geschenkt,
Und ich muß gezwungen schaden.

Mußt du? fragt' der kleine Mann.
Ja, da ich's nicht ändern kann.
Eben drum, versetzt' der Knabe,
Weil dir das unmöglich fällt,
Schaff' ich dich auch aus der Welt,
Daß man Friede vor dir habe.

XVI.

Die Krähe und die Elster.

Zwo abgelebte Lügenschwestern,
Sibyllen in der Kunst zu lästern,
Die Elster und die Kräh', ein auserles-
nes Paar,
Verplauderten das ganze Jahr,
Und lachten über andre Leute,
Bis sie ihr Handwerk selbst entzweyte,
Und die erhitze Kräh', jachzornig von
Natur,
Der Elster ew'ge Feindschaft schwur.

Die Elster blieb beherzt, ob ihr gleich
viele riethen,
Bey guten Zeiten auszuziehn
Und anderswo sich einzumiethen.
Wie? sagten sie, du willst nicht fliehn?
Die Krähe drohet dir, die Augen auszu-
hacken.
Das ist die Folge nicht, desßwegen einzu-
packen,

So viele Wunden, Löcher, Beulen,
Daß er sich fast nicht ähnlich sah.

Ey, lieber Schatz! ist denn kein Mit-
tel da,
Daß man das Mückenzeug dir von dem
Leibe banne?
Sprach früh die Frau zu ihrem Manne.

Was Mücken? sprach der Mann, das sind
die Mücken nicht;
Hier liegt Cypressenholz, das hat sie längst
vertrieben;
Allein das ist Geschwulst, die aus dem In-
nern bricht.
So hat der Mann gesagt, und ist dabey
geblieben.

Was sich ein Narr in Kopf gesetzt,
Das hält wie eine Schrift, die man in
Marmor ätzt.
Ich glaube, saget er, was große Männer
sagen;
So lehret ein Rujaz, ein Gerhard, ein
Kornar
Und ein Kartesius: deswegen ist es wahr:
Ich lasse mich dabey erschlagen.

XVIII.

Damon und Pythias.

Wer hat den größten Schatz auf Erden,
 Und wo mag er gefunden werden?
 So frug, wenn man es glauben soll,
 Der Grieche Damon einst den delphischen
 Apoll.

Des Gottes Antwort war: Du hast ihn
 längst besessen,
 Und weißt es nicht. Vor deiner Thür
 Wirst du ihn finden, traue mir.

Wie schnell fliegt Damon fort! ist geizig,
 erst vermessen.
 Wie? denkt er, scherzt Apoll? Nein! Göttern
 ziemt kein Späß.
 Ist sieht er schon sein Haus; da steht
 sein Pythias.
 Mein Theurer! ruft er ihm von weiten,
 Ein Schatz, der größte Schatz liegt hier:
 Komm eilends, halb gehört er dir.

Sie waffnen sich mit Grabescheiten;
Der Ort wird umgewühlt; sie graben in
die Nacht,

Kein Feyerabend wird gemacht:
Kein Schatz erscheint. Doch seht! mit lä-
chelnder Geberde

Wirft Damon unverhofft sein Werkzeug
auf die Erde.

O, rief er, bin ich nicht ein Thor?
Freund! den die Tugend mir erkor,
Komm, Pythias! laß dich umfassen:
Du bist der größte Schatz; kann Damon
mehr verlangen?

Ich billige des Griechen Satz:
Ein treu erfundner Freund, das ist der
größte Schatz.

XIX.

D a s P f e r d .

Ein aufgeäumtes Roß stund länger als
 zwei Stunden
 Vor einer Hausthür angebunden.
 Die Fliegen stachen es; ihm fiel bey die-
 ser Pein
 Die Härte seines Schicksals ein.

Hat wohl ein andres Thier mehr Plagen?
 Bald muß es seinen Herrn und sein Ge-
 päcke tragen,
 Bald den beladnen Wagen ziehn,
 Und mehr als möglich thun, der Peitsche
 zu entfliehn.
 Nie thut es einen Schritt als mit des
 Reiters Willen;
 Oft läßt sein Meister ihm nicht Zeit,
 Mit einem Trunk den Durst zu stillen.
 Der Jugend Kraft verfliegt in stäter
 Dienstbarkeit;
 Was ist sein Lohn dafür? Die kurze Ruh
 im Stalle,

Ein wenig Haber, Heu und Stroh;
Des Lebens wird es nimmer froh.
Hier regte sich des Pferdes Galle;
Es riß im Grimm den Zaum entzwey,
Setzt' über Fels und Fluß, und sprang
mit schnellen Füßen
Dem dicken Walde zu. Nun war es end-
lich frey;
Doch eine Stunde drauf ward es vom
Wolf zerrissen.

Der Knechtschaftstand ist hart, doch bes-
ser jederzeit
Als Freyheit ohne Sicherheit.

XX.

Die ungestalte Tochter.

Ein armer Bauersmann zog unter sieben Kindern
Nur eine Tochter groß, von häßlicher Gestalt.
Wer wollte solche freyn? Geduld! es wies sich bald;
Die Freyer ließen sich durch die Gestalt nicht hindern.

Ein Bärenführer kam, und wünschte sie zur Braut.
Der Vater war ein Mann von altem Schrot und Korne.
Herr! sprach er, deutsch gesagt, mein Kind ist schlecht gebaut.
Ach! dieses irrt mich nicht. Der Rückgrad steht ihr vorne.
Gar wohl! Die Haut ist wie ein Sieb voll Löcher. O das ist mir lieb!
Die Nase fehlt ihr. Immer besser!

Sie ist vier Schuh hoch und nicht größer.
Vortrefflich! Aber hört, die Beine stehn
ihr krumm;

Sie hat die Wassersucht, ist grindicht,
taub und stumm.

Was? ihr entzückt mich, erwiederte der
Freyer;

Ich suche längst ein solches Weib:
Dergleichen ungeschaffner Leib
Ist dieser Zeiten ziemlich theuer.

Allein, was nützt sie euch? sie ist ja
lahm und krumm.

Gar viel. Ich ziehe fast in aller Welt herum,
Und zeige, doch für Geld, dem Volke
fremde Thiere;

Das bringt mir manchen Thaler ein.
Wenn ich nun dieses Mensch im Kasten
mit mir führe,

Wie reich will ich im kurzen seyn!

Nichts ist so häßlich zu ergründen,
Es wird ein Paar Verehrer finden.

XXI.

Die Eule unter den Vögeln.

Als vor kurzem Jungfer Eule
Vor Verdruß und langer Weile
Unter andre Vögel kam,
Wurde sie als ungeschliffen
Von den andern ausgepiffen,
Bis sie endlich ihren Rückweg wiederum
nach Hause nahm.

Sy, da schimpft' sie auf die Zeit,
Lobt' und rühmt' die Einsamkeit.

Liebe zur Geselligkeit ist uns von Natur
gegeben.

Wer mit niemand Umgang hält,
Schilt auf die verdorbne Welt.

Sagt es doch nur deutsch heraus: Herrn!
ihr wisset nicht zu leben.

XXII.

Die Schnecke und die Grille.

Recht langsam, Schritt vor Schritt,
 mit viel Behutsamkeit,
 Kroch eine wohl beladne Schnecke
 Zu einer nahegelegnen Hecke.
 Der Weg, so kurz er war, war für die
 Schnecke weit;
 Ein Zeiger an der Uhr kann nicht so sacht
 gehen.
 Ist zieht sie Hörner ein, ist streckt sie
 Hörner aus,
 Ist bleibt sie eine Weile stehen:
 So drückte sie das Schneckenhaus.

Hier pries sie das Geschick der Grille,
 Die an dem Wege saß, und sang:
 Wie leicht ist sie! wie schnell ihr Gang!
 Sie lebt und singt in edler Stille.
 Ein Sprung setzt sie in Sicherheit,
 Wenn meine Wohnung mich verbindet aus-
 zuhalten,
 Und in der Sorge zu veralten.

Die Grille nahm sich hier die Zeit
 Die Schnecke heimlich zu belauschen,
 Drauf zwitscherte sie ihr zum Trost die
 Worte zu:

Wie gerne wollte ich mit dir tauschen!
 Wenn mich die Witrung plagt, so liegst
 und ruhest du

Bequemlich, zugedeckt, verschlossen.

Oft such' ich in der Nacht, kalt, hungrig
 und verdrossen,

Die Ruhe, die dich längst mit sanften Flü-
 geln deckt.

Wenn mich der Winterschnee mit Tod und
 Krankheit schreckt,

Wenn ich mich mit dem Hunger quäle,
 So nährst du dich in deiner Höhle.

Hier ist die Grille fortgehüpft.

Ich schließe so aus ihrer Klage:

Wer ledig ist, hat seine Plage,

Und eine Haushaltung ist auch mit Noth
 verknüpft.

XXIII.

Die wächserne Nase.

Das Unglück traf einst einen Alten,
 Daß er um seine Nase kam.
 Was für ein Zufall sie ihm nahm,
 Hat uns die Zeit nicht aufbehalten.
 Ein Dach, das keine Traufe hat,
 Ein Kolben ohne Hals, ein Antlitz ohne
 Nase
 Sind alle mangelhaft. Man macht an ih-
 rer Statt
 Dem Manne Nasen an, von Pappe, Holz
 und Stase;
 Doch eine wächserne behielt zuletzt den
 Preis:
 Sie schien die Ungestalt am meisten zu
 vermindern.

Er ging damit zu seinen Kindern,
 Und sprach: Was dünket euch? Betrach-
 tet mich mit Fleiß;
 Steht mir die Nase nicht? Sie steht noch
 nicht gerade,

Antwortet Kunz, der ältre Sohn.
Er drückt sie etwas ein. Nein! sagte der
Pompon,
Mein Bruder drückt zu stark; ich will sie
rücken. Gnade!
Rief hier der Vater, laßt mich gehn;
Ihr wollt die Nas' in Stücken drehn.
O haltet nur ein wenig stille!
Rief hier die Tochter, die Lucille,
Die Nase steht euch schief; Herr Vater!
Kommt zu mir,
Ich will sie besser drehn. Sie hub drauf
an zu rücken,
Und brach die Nase gar in Stücken.

Ihr Dölpel! rief der Mann, mit gräß-
lichem Gesicht,
Nichts könnt ihr alle, sagt' ich's nicht?
Flieht, oder seyd des Stocks gewärtig!
Da hieß es: Allzu scharf macht schärtig.

XXIV.

Die Kröte und die Wassermaus.

Von dem Ufer einer See
Krochen annoch Abends späte
Eine Wassermaus und Kröte
An den Bergen in die Höh';
Aber mitten in dem Wandern
Rollt' die eine mit der andern
Plötzlich in den See herab,
Und wie sehr die Kröte runge,
Und den Leib zu schwimmen zwunge,
Fand sie doch allhier ihr Grab.
Also gings der armen Kröte.
Ihr Gesell, die Wassermaus,
Machte sich nicht viel daraus:
Sie treibet ihr Gewerb in Flüssen,
Wenn es auf der Erde ruht.

Also, sag' ich, ist es gut,
Mehr als eine Kunst zu wissen.

XXV.

Vater und Sohn*.

Des reichen Pächters Kind, der hoff-
nungsvolle Sohn,
Studirt und promovirt im dritten Jah-
re schon,
Und kömmt von Erfurt, o Welch Glücke!
Mit einem großen D zurücke.
Der beste Schöps muß an den Spieß,
Und wer im Städtchen Vetter hieß,
Der lief, als er das Ding vernommen,
Und schrie: HerrDoktor, seyd willkommen!

Der Ruhetag folgt auf den Schmaus,
Da packte der Herr Doktor aus,
Und zog ein Buch hervor, vor dessen Größ-
und Schwere
Der Vater fast gelaufen wäre.

* Vid. Joh. Flitneri Jocos. Nequit. Censura,
Od. 3. p. 17.

Ey, rief er, Kind! ich bitte dich,
 Was hält dieß dicke Buch in sich?
 Dieß Buch, versetzt' der Sohn, und sei-
 nes Körpers Bürde
 Ist Schuld an meiner Doktorwürde.
 O das Buch ist ein Buch! denn, lieber
 Vater! wißt,
 Daß es das Corpus Juris ist.
 Die großgedruckte Schrift, im Mittelpunkt
 der Seiten,
 Das heißt der Text, und hat gar wenig
 zu bedeuten;
 Allein der kleine Druck, am Rande hier
 und da,
 Das sind die Glossen, Herr Papa,
 Die von Juristenfintchen handeln:
 Der Kern des ganzen Rechts, das Ränk'
 und Griffe lehrt,
 Wodurch sich Recht in Schuld verkehrt,
 Dadurch wir schwarz in weiß, und weiß
 in schwarz verwandeln.

Der Vater merkte sich das Ding,
 Bis Nachmittags der Sohn zu seinen
 Freunden ging.
 Er hatte kaum die Thür in Händen,
 Da gürtete daheim der Vater seine Leuden,

Fiel, ohne Scham und Scheu vor dem
 Justinian,
 Mit einer Scher', o Troß! das Corpus
 Juris an,
 Und schnitt mit einer Wuth, auf die ich
 selber fluche,
 Die Glossen aus dem ganzen Buche.
 Da hatte keine Gnade statt,
 Die Schere schnitt von Blatt zu Blatt.
 Ist kömmt der Sohn zurück. Er tritt in
 seine Stube,
 Und glaubt, er sehe sich in einer Mörder=
 grube:
 Da lag der halbe Kumpf von dem Akur=
 sius
 Und dort des Baldus rechter Fuß;
 Das Aug entdeckte hin und wieder
 Zerstückelte Legisten-Glieder.
 Ach Vater! hub er endlich an,
 Und sagt', was hab' ich euch gethan?
 Wär' ich nicht Kind, bey meiner Ehre!

Gemach! versetzt der Alte, höre,
 Du handelst wunderbar, wenn dich das
 Ding verdriest:
 Durch diese deine feine Glossen,
 Juristenfintchen, Ränk' und Possen

Hab' ich ein schön Stück Feld vor kurzem
eingebüßt.

Sätt' ich die Schere nicht vorist zur Hand
genommen,

Wir wären noch zuletzt um Haus und Hof
gekommen.

XXVI.

Der Bock und der Bär.

Ein junger Bock, schnell als ein Reh,
Verließ aus Lüsternheit die Herde,
Und stieg mit witziger Geberde
An den Gebirgen in die Höh'.

Hier fand sich eine tiefe Höhle;
In diese wagte sich der Thor,
Und plötzlich fuhr ein Bär hervor:
O wie erschraf des Geisbocks Seele!

Was thust du hier? so sprach der Bär.
Ich lief, versetzt' der Bock, voll Schrecken,
Mich vor dem Löwen zu verstecken,
Und seht! da kömmt er selber her.

Der Bär erschraf, und lief zurücke:
So schüchtern ist ein Bösewicht!
Der Geisbock lief mit gleichem Glücke
Ins Thal. Nothlügen schadet nicht.

XXVII.

Der Springer.

Dem Angesicht der muntern Britten
 Stellt sich mit kühn' und schnellen Schritten
 Ein unbekannter Springer dar.
 Es überrascht, o wie verwegen!
 Sein Umschwung über bloße Degen
 Die vor Verwundrung stumme Schar.

Gewiß! der Sprung ist wohl gerathen,
 Schrien Edle, Bürger und Prälaten;
 Der Mensch springt in der That recht gut:
 Es scheint, als ob er Flügel hätte.
 Hört! rief ein Lord, was gilt die Wette,
 Daß er noch bessere Sprünge thut?

Ist wirft er sich schnell in die Höhe:
 Hilf Gott! mir schwindelt, wenn ich sehe,
 Wie kühn er durch die Lüfte fährt.
 Ist senkt er sich mit leichten Gliedern:
 Der Sprung ist, hieß es, unter Brüdern
 Zwey hundert Pfund und drüber werth.

Er überschlug in einem Kreise
 Sich sechsmal wunderbarer Weise,
 Und übersprang gar oft das Ziel.
 Das Volk, nicht müd', ihn hoch zu schätzen,
 Folgt' taumelnd den verwegnen Sätzen,
 Und jauchzend, weil er niemals fiel.

Hart an der Bühne Vordertheile
 Erhob durch Kraft der Zimmerbeile
 Ein stolzer Bau sich in die Luft.
 Der Springer steigt auf das Gerüste;
 Man wünscht, als ob er springen müßte,
 Ihm Glück zu der gewissen Gruft.

Ist zeigt der Jüngling sich von oben:
 Man hört nicht auf die That zu loben,
 Durch die er sich verew'gen wird.
 Doch horcht! er hat was vorzubringen.
 Ich, ruft er, soll herunter springen?
 Das denkt ihr, Britten! doch ihr irrt.

Nicht wahr, dann thät' ich euch Genüge,
 Wenn ich mir Arm und Bein zerschläge?
 Doch dieß soll heute nicht geschehn.
 Ich bin auf diesen Ort gestiegen,
 Um hier allein und mit Vergnügen
 Der andern Kämpfer Kunst zu sehn.

Mit Murren hört man seine Rede;
Dem schien er klug und jenem blöde:
Das ist der Welt bekannter Lauf.
Singt schön, singt feurig, muntre Dichter!
Erzwingt das Lob der strengsten Richter;
Doch hört auch, wenn es Zeit ist, auf.

XXVIII.

Die Nachbarn.

Ein Mann hatt' einen Baum, der goldne Früchte trug.
Sein Nachbar hieb aus Neid bey Nachte
Viel Äste von dem Baum; allein er war
nicht klug,
Weil er das Jahr darauf dreyfache Früchte brachte.

So nützlich ist uns oft ein Feind:
Er dient, wenn er zu Schaden meint.

XXIX.

Die Schwalbe und der Sperling.

Die Schwalbe sann nach alter Weise
Im späten Herbst auf ihre Reise.
Ein Sperling sprach: Das thut mir leid,
Daß wir dich ist verlieren müssen;
Indessen möcht' ich dennoch wissen,
Wo ihr des Winters über seyd?

Freund! war die Antwort, deine Frage
Ist kühn; doch höre, was ich sage:
Kaum ist der Winter vor der Thür,
So sterben wir, und unsre Leichen*
Ruhn in den Bäumen, in den Teichen,
Und mit dem Lenz erwachen wir.

* Die Schwalben liegen des Winters in Klumpen über einander in den Seen und Teichen, und in den hohlen Bäumen.

So soll ich denn, nach wenig Tagen,
Versezt' er, deinen Tod beklagen?
Armselige! du stirbst zu früh;
Denn für die Hoffnung, aufzuleben,
Möcht' ich nicht eine Mücke geben.
Nein! wieder aufstehn wirst du nie.

Wohl! sagte sie, ist muß ich schweigen:
Der Frühling soll dich überzeugen.
Allein da war der Spas nicht mehr.
O möchte dieß dich, Freengeist, rühren!
Der Tag kommt, dich zu überführen,
Allein zu spät, das fürcht' ich sehr.

XXX.

Der Herr von Krehn.

Ein armer Edelmann, mit Namen
 Herr von Krehn,
 Ererbte mit der Zeit ein Lehn:
 Ein Rittergut mit öden Feldern,
 Die Krähen herrschten in den Wäldern;
 Der Rittersitz war groß und alt,
 Der Mäuf' und Eulen Aufenthalt,
 Mit runden Thürmen, finstern Sälen
 Und allem, was man Gothisch heißt.
 Dieß alles erbt von Krehn, der aufge-
 klärte Geist;
 Hier soll er seinen Wohnplatz wählen.
 Er kömmt aufs Schloß, besieht's und
 spricht:
 Nein! unter Eulen wohn' ich nicht.
 Er fordert Künstler her: das Schloß
 wird ungerissen,
 Mit allen seinen Finsternissen;
 Die Eulen flogen heulend fort,
 Und suchten einen sichern Ort.

Ein neues Schloß mit hellen Zimmern,
 Darin Geschmack und Reichthum schim-
 mern,

Steigt aus dem düstern Schutt empor.
 Inmittest nimmt von Krehn die öden
 Felder vor,

Die seit der Älterväter Tagen,
 Es hab' es Faulheit oder Wahn,
 Denn dieses weiß ich nicht, gethan,
 Meist ungebaut und wüste lagen.

Die Sträucher werden ausgehau,
 Anbauer werden hier verschrieben,
 Die mit dem Pflug zu Felde trieben.
 Bald wirst du, o von Krehn! davon die
 Früchte schau.

Doch auch der Wald ward hier nicht über-
 sehen:

Man säubert' ihn von allen Krähen;
 Es ward der grüne Hain, den Krehn vor
 andern schätzt,

Mit Sängern edler Art besetzt;
 Man hört das Lied der Nachtigallen
 Von allen Gipfeln froh erschallen.

O du gesegneter von Krehn!
 Sieh deiner Felder Pracht, dein Schloß,
 wie hell und schön!

O leb' auf ewig, Mann der Männer!

So riefen alle wahren Kenner.
 Vergebner Wunsch! Von Krehn, mein Held,
 Der ächter Weisheit Schätze kannte,
 Der stirbt; sein schönes Landgut fällt
 Auf weit entfernte Lehnsverwandte;
 Und seht! man stößt die Künstler aus,
 Das neue Schloß wird umgeschmissen,
 Ein Gothisches, nach alten Rissen,
 Wird wieder hergestellt, das öde finstre
 Haus.

Der Colonist muß fort; er klagt, wer will
 ihn hören?

Man nimmt ihm trotzig seinen Pflug.
 Das Feld, das jetzt schon Früchte trug,
 Soll in sein Nichts zurücke kehren.
 Auch euch, ihr angenehmen Sänger,
 Gehört nunmehr der Wald nicht länger:
 Man räumt ihn wiederum den alten Krä-
 hen ein.

So sah man wieder Wüstenenn,
 Wo man vor kurzem noch ein Paradies
 erblickte.

Das Barbarey die Völker drückte,
 Und daß es helle Zeiten gab,
 Das hing oft von zwey Augen ab.

D Leser! also hat die Muse mir erzählet,
Die ich mir dieses Mal zur Führerin erwählet;
Dieß war es, was der Mund der Thier' und Bäume sprach.
Sie wiederholt' es mir, ich schrieb es treulich nach.
Vielleicht war ich zu schwach, der Muse Sinn zu fassen,
Vielleicht hab' ich verhöret, und manches ausgelassen;
Der Wille war doch gut, und dem gebührt ein Lob:
Ein jeder höret nicht so leise wie Aesop.



11/12



